

„A Life-Changing Experience“ 25 Jahre KAS/AJC Programm

American Jewish Committee
Konrad-Adenauer-Stiftung

Impressum

Gesamtherstellung und Umschlaggestaltung:
Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Herausgeber:

Deidre Berger, American Jewish Committee

Lars Hänsel, Konrad-Adenauer-Stiftung

Übersetzungen:

Joelle Burbank, Isabelle Hellmann, Volker Raatz und Marc Levitt

Die Rechte für Beiträge verbleiben bei den Autoren.

© 2005, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Berlin / American Jewish Committee, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck – auch auszugsweise – allein mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung und des American Jewish Committees.

Printed in Germany.

ISBN: 3-937731-51-2

Inhalt

Zur Einführung	5
<i>Wilhelm Staudacher</i>	5
<i>David Harris</i>	7
Ein Rückblick: 25 Jahre KAS/AJC Austauschprogramm	11
<i>Josef Thesing</i>	11
<i>Allan Reich</i>	26
<i>Beate Neuss</i>	27
<i>Eugene DuBow</i>	51
Erfahrungsberichte von amerikanischen Teilnehmern	55
Einführung, <i>Deidre Berger</i>	55
David Gordis (1980)	57
Steven Swig (1982)	58
Nancy Petschek (1982)	59
Mont Levy (1983)	60
George Makrauer (1983)	61
Jon Bridge (1983)	63
Kenneth Makovsky (1985 & 1988)	64
Rhea Schwartz (1985)	68
Andrea Kaye (1986)	69
Joseph Rackmann (1987)	70
Joyce Follman (1984 & 1988)	71
Kenneth Gold (1992)	73
Herman Algazi (1993)	75
Louisa Kasdon (1993)	77
Debra Diener (1994)	79
Dottie Bennett (1995)	80
Bonnie Orkow (1997)	82
Daniel Spiegel (1997)	83
Cookie Shapiro (1997)	85
Eva Fishell Lichtenberg (1998)	86
Bernard Hertzmann (1999)	87

Ann Gilbert (2000)	88
Judith Beiner (2000)	90
Robert Fuerst (2001)	91
Hermann Berliner (2002)	93
Darryl Maslia (2003)	95
Jay Price (2004)	96
Erfahrungsberichte von deutschen Teilnehmern	99
Einführung, Lars Hänsel	99
Gisela Behrmann (1982 & 1988)	101
Beate Neuss (1982 & 1988)	102
Georg Jarzembowski (1983 & 1988)	105
Hans Werner Dahl (1985)	105
René Holzheimer (1986)	108
Michael Mertes, Michael (1986 & 1988)	110
Johannes von Thadden (1987)	113
Regina Görner (1987)	115
Klaus Mertes (1987)	117
Peter-Andreas Brand (1990)	119
Karl-Michael Danzer (1992)	120
Corinna Franz (1995)	122
Ellen Presser (1998)	123
Frank Spengler (1997 & 1998 & 1999)	126
Marianne Kneuer (2000)	129
Wolfram Hiltz (2002)	131
Katharina von Münster (2002)	134
Christina Thesing (2002)	136
Claudia von Salzen / Lars Hänsel (2003)	137
Anhang	141
Ehemalige deutsche Delegationsteilnehmer	141
Ehemalige amerikanische Delegationsteilnehmer: Siehe englische Version	
Kurzprofile	146
Zeitungsausschnitte	149

Zur Einführung

Wilhelm Staudacher

*Generalsekretär
Konrad-Adenauer-Stiftung*

Die Versöhnung und die Verständigung mit den Juden sowohl in Deutschland als auch weltweit gehören zu den Kernaufgaben der Konrad-Adenauer-Stiftung. Dem Erbe Konrad Adenauers folgend war und ist es unser Bestreben, mit konkreten Projekten und Aktivitäten auf nationaler und internationaler Ebene unserer Verantwortung vor der Geschichte gerecht zu werden. „Wer unsere besonderen Verpflichtungen gegenüber den Juden und dem Staate Israel verleugnen will, ist historisch und moralisch, aber auch politisch blind.“ Dieser Satz Adenauers von 1966 hat nichts von seiner Aktualität und Richtigkeit verloren.

Für die Konrad-Adenauer-Stiftung hatte Versöhnung und Verständigung mit den Juden immer auch eine transatlantische Komponente. Die Zusammenarbeit mit jüdischen Organisationen in Amerika war dabei stets ein zentraler Bestandteil unseres Engagements. Dieses bisher so erfolgreiche Zusammenwirken ist für uns zugleich Ansporn und Motivation, das Programm auch in Zukunft weiterzuführen und weiterzuentwickeln. Dabei leitet uns nicht nur die Erkenntnis, dass die Verantwortung aus der Vergangenheit bestehen bleibt. Wir sind vielmehr auch überzeugt davon, dass die Herausforderungen der Zukunft in einer globalisierten und weniger berechenbar gewordenen Welt nur auf der Grundlage gemeinsamer Werte gemeistert werden können. Unser weltweiter Einsatz für Demokratie, Freiheit, Toleranz und Menschenrechte schließt die Erinnerung an den Holocaust und den Kampf gegen Antisemitismus mit ein.

Deshalb legen wir auch weiterhin großen Wert auf die Kontinuität des deutsch-jüdisch-amerikanischen Austausches, der immer wieder neue Begegnung ermöglicht und Vertrauen schafft. Insbesondere die Zusammenarbeit mit dem American Jewish Committee, die in diesem Jahr 2005 auf 25 Jahre erfolgreiche Dialog- und Vertrauensarbeit zurückblickt, hat sich zu einem Kernstück des Dialoges der Konrad-Adenauer-Stiftung mit der jüdischen Gemeinde in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt. Für das stets vertrauensvolle und von gegenseitiger Offenheit geprägte Zusammenwirken mit dem AJC möchte ich der Organisation und ihren

Repräsentanten im Namen der Konrad-Adenauer-Stiftung ein herzliches Dankeschön sagen.

Diese Publikation verfolgt den Zweck, aus Anlass des 25-jährigen Jubiläums unserer Zusammenarbeit mit dem AJC, Bilanz zu ziehen und einen Ausblick zu wagen. Erfahrungsberichte aus dem Austauschprogramm zeigen, welche Impulse gegeben wurden und wie sie weiter gewirkt haben. Es ist keine lückenlose Dokumentation einer 25-jährigen Geschichte unseres Programms, sondern ein aus einzelnen Aspekten zusammengesetztes repräsentatives Bild. Und dieses zeigt, welchen guten Weg wir zusammen mit dem AJC eingeschlagen haben. Ihn wollen wir weiter gehen.

David A. Harris

*Geschäftsführer
American Jewish Committee*

Das American Jewish Committee wurde 1906 von gebildeten Juden deutscher Abstammung mit dem Ziel gegründet, Antisemitismus und andere Erscheinungsformen menschlicher Verblendung zu bekämpfen und die Menschenrechte zu schützen. In knapp hundert Jahren ist diese Organisation, der Idee ihrer Gründer folgend, gewachsen und hat zur Verbesserung des demokratischen, pluralistischen Gefüges unserer Welt Menschen aller Rassen, aller Ethnien und Religionen zusammengeführt.

Der Beziehung des American Jewish Committee zur Bundesrepublik Deutschland kommt in dieser Tradition ein besonderer Stellenwert zu. Die Vernichtung der europäischen Juden im Zweiten Weltkrieg durch Deutschland stellt ein einzigartiges Verbrechen dar – und ist, aus jüdischer Sicht, eine bis zum heutigen Tag unfassbare Tragödie. Der Grundsatz „Nie wieder“ prägt unsere Arbeit und treibt sie konsequent und eindringlich voran.

Gleichzeitig ist im American Jewish Committee ein zentraler jüdischer Lehrsatz verkörpert: der unauslöschliche Glaube an eine bessere Welt und das entschlossene Streben nach ihrer Verwirklichung. Es war diese Flamme der Hoffnung, die die Organisation motivierte, den ersten jüdischen Gebetsgottesdienst auf deutschem Boden seit Hitlers Machtübernahme mit zu unterstützen. Als Symbol für das wiedergeborene Leben wurde dieser Gottesdienst am 29. Oktober 1944 über den Rundfunk aus Aachen in die USA und Deutschland übertragen. Die gleiche Hoffnung bewog das American Jewish Committee, sich einige Jahre später, am Ende des Zweiten Weltkrieges, für die unter Federführung der USA eingeleitete politische Bildung und Demokratieerziehung in Deutschland zu engagieren, und schließlich, 1998 im Herzen Berlins, unser eigenes Büro, die erste ständige amerikanisch-jüdische Präsenz zu eröffnen.

Vor 25 Jahren wurde unsere Überzeugung, dass Beziehungen aufgebaut und Lehren aus der Geschichte gezogen werden können, in eine institutionelle Form gegossen: das Austauschprogramm mit der Konrad-Adenauer-Stiftung. Heute feiern wir dieses Programm mit dem verdienten Applaus. Die Besuche Hunderter amerikanischer Juden als Gäste der Stiftung in Deutschland und die Parallelbesuche der deutschen Gruppen mit dem AJC in den USA haben auf ihre Art Geschichte geschrieben, Hunderten von Menschen die Tore für Mitgefühl und Verständnis geöffnet und das Leben Tausender berührt.

Das Programm zielt im Kern darauf ab, Grenzen niederzureißen und echte Kommunikation zu ermöglichen. Es zielt auf Erfahrung ab – die der größte Lehrmeister ist. Es möchte sicherstellen, dass unsere Lektionen über die Gefahren, die das gefährliche Terrain des Antisemitismus und der menschlichen Verblendung birgt, auch verstanden werden. Es ist zukunftsweisend und verbindet gemeinsames Zielbewusstsein mit leidenschaftlichem Eintreten für Gerechtigkeit.

Wir sind der Konrad-Adenauer-Stiftung dankbar für ihre partnerschaftliche Mitarbeit bei diesen Bestrebungen, dankbar auch für gemeinsame Ideen und gemeinsames Engagement. Ganz besonders möchte ich Wilhelm Staudacher danken, der im Zusammenwirken mit einem wundervollen und engagierten Kollegenteam diese 25-Jahrfeier unserer Partnerschaft in so entscheidender Weise ermöglicht hat. Es ist eine Genugtuung, solche engagierten Freunde zu haben.

Zufällig findet diese Jubiläumsfeier im selben Jahr statt wie ein weiterer, ebenso denkwürdiger Anlass. In das Jahr 2005 fällt der 40. Jahrestag der deutsch-israelischen Beziehungen – es ist ein gewaltiger Sprung in der Geschichte beider Länder und ein besonderes Verhältnis, das es verdient, weiterhin bewahrt und vertieft zu werden.

Betrachten wir die Entwicklungen im Nahen Osten aus einem größeren Blickwinkel, scheint der zuvor ferne Traum von einer in der Region Fuß fassenden Demokratie in etwas erreichbarere Nähe zu rücken, wenn es auch dort noch zahlreiche akute und potentielle Herausforderungen zu bewältigen gilt. Deutschland und dem jüdischen Volk sind die gestaltende Kraft der Demokratie wohl bekannt. Ebenso bekannt ist ihnen die tödliche Gefahr der Tyrannei. Es ist daher meine sehnlichste Hoffnung, dass wir im Geiste dieser achtbaren Sache weiter zusammenarbeiten können. Vom gleichen Geist beseelt, sehne ich mich nach dem Tag, an dem die Menschen in Israel wahren Frieden in der Region erleben, wenn eines Tages Schwerter zu Pflugscharen werden. Deutschland muss bei der Verwirklichung dieser historischen Chancen eine Schlüsselrolle spielen.

Möge dieses Gedenkjahr uns daher auch Erinnerung sein an die einzigartigen Verbindungen, die wir in gemeinsamer Anstrengung so sorgsam geknüpft haben. Das deutsch-jüdische Verhältnis gleicht keinem anderen auf der Welt. Wenn wir es pflegen, kann es zu einer nicht versiegenden Quelle von Stärke und Zielbewusstsein werden, einer Quelle fortdauernder Kontemplation und Reflexion. In diesem Sinne bieten die im vorliegenden Band gesammelten Erinnerungen sowohl erbauliche Lektüre als auch Stoff zum Nachdenken.

Die Hoffnung, die wir nach dem weltumwälzenden Krieg auf Deutschland gesetzt haben, wurde nicht enttäuscht. Unser Verhältnis sollte anderen eine Ermutigung sein, dass das Heute heller als das Gestern sein kann, und dass sich die Geschichte in eine positive Richtung weiterentwickeln kann.

Ein Rückblick: 25 Jahre KAS/AJC Austauschprogramm

Josef Thesing

*Ehemaliger Stellvertretender Generalsekretär
Konrad-Adenauer-Stiftung*

25 Jahre Kooperation: KAS und AJC - Einige Gedanken zum Beginn der Zusammenarbeit mit jüdischen Organisationen

Einführung

Es gibt Erinnerungsdaten, die man nicht so leicht festlegen kann. Das trifft auch für die Zusammenarbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) mit dem American Jewish Committee (AJC) zu. Im Jahre 2005 können beide Organisationen auf eine 25-jährige und erfolgreiche Kooperation zurückblicken, wenn man das erste Austauschprogramm zugrunde legt. Auf Einladung der KAS besuchten 15 amerikanisch-jüdische Teilnehmer in der Zeit vom 23. Juni bis zum 5. Juli 1980 die Bundesrepublik Deutschland. Aber die Zusammenarbeit begann eigentlich schon im Jahre 1979.

Als jemand, der von Anfang an die Kooperation begleitet und mitgestaltet hat (von 1979 bis 2000), möchte ich in diesem Beitrag einige der Gedanken, Überlegungen, Gründe und Umstände erläutern, die die KAS veranlassen haben, nicht nur eine Zusammenarbeit mit der AJC zu beginnen, sondern auch kurz darlegen, welche anderen Projekte und Programme mit anderen jüdischen Organisationen in anderen Ländern entstanden sind. Das 25-jährige Jubiläum ist ein guter Anlass, das Engagement der KAS mit dem Judentum in groben Umrissen aufzuzeigen. Ich beschränke mich dabei allerdings nur auf die internationale Arbeit der KAS. Reizvoll wäre sicher auch, die vielen Programme und Projekte zu schildern, die im Rahmen der Politischen Bildung, im Forschungsbereich und im Archiv für christlich-demokratische Politik der KAS betreut werden. Das muss hier unterbleiben. Es mag der Hinweis genügen, dass die Zusammenarbeit mit jüdischen Partnern und Organisationen für die KAS insgesamt ein zentrales Anliegen ist.

Die KAS trägt den Namen des bedeutendsten deutschen Staatsmannes nach 1949. Konrad Adenauer war und ist für die Stiftung nicht nur ein wertvoller Namensgeber – ein angenehmer Wettbewerbsvorteil, der sich

weltweit bemerkbar macht –, sondern die KAS fühlt sich auch seinen Wertvorstellungen, Grundsätzen, Einsichten und Erfahrungen in besonderer Weise verpflichtet. Der Name Konrad Adenauer ist Programm und Verpflichtung. Wenn man die Zusammenarbeit der KAS mit jüdischen Organisationen beschreiben will, kommt man nicht umhin, die Frage nach den Beziehungen Konrad Adenauers zum Judentum zu beantworten.

Konrad Adenauer und das Judentum

„Das deutsche Volk ist gewillt, das Unrecht, das in seinem Namen durch ein verbrecherisches Regime an den Juden verübt wurde, soweit wieder gut zu machen, wie das nur möglich ist, nachdem Millionen Leben unwiederbringlich vernichtet sind. Diese Wiedergutmachung betrachten wir als unsere Pflicht.“¹⁾ So äußert sich Konrad Adenauer am 25. November 1949 in einem Interview mit der *Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland*. Für den am 15. September 1949 mit einer Stimme Mehrheit zum ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland gewählten Konrad Adenauer gehörten die Beziehungen zum Judentum und zu dem am 14. Mai 1948 neu gegründeten Staat Israel zu einem Schwerpunkt seiner Politik.

„Als ich im Jahre 1949 Bundeskanzler wurde, sah ich in der Ordnung unserer Beziehungen zu den Juden eine der wichtigsten Aufgaben. Unser guter Wille konnte vor allem durch materielle Hilfe bezeugt werden. Wir mussten dabei aber den Eindruck vermeiden, als könne und solle allein durch die Herausgabe materiellen Gutes das Unrecht, das geschehen war, gesühnt werden. Sie konnte nur äußeres Zeichen unseres Bestrebens nach Wiedergutmachung sein.“²⁾

Konrad Adenauer war sich der Last der Verbrechen, die die Nationalsozialisten an jüdischen Menschen begangen hatten, sehr bewusst. Die Wiedergutmachung an den Juden war auch für ihn persönlich ein wichtiges Thema. Der Staats- und Gesellschaftsaufbau des neuen und demokratischen Deutschland verlangte in dieser Frage glaubwürdiges Handeln. Hans-Peter Schwarz beschreibt das Empfinden Adenauers zu dieser Frage so:

„Immer wieder begegnet in diesem Zusammenhang in Adenauers entsprechenden Äußerungen auch der Begriff ‚Moral‘: ‚Mein Wille zur Wiedergutmachung ist aufrichtig. Ich betrachte sie als ein großes moralisches Problem ...‘ Er verwendet dabei die Allerweltsvokabel ‚moralisch‘ nicht mit der ansonsten im politischen Leben üblichen Gedankenlosigkeit. Ein ‚moralisches Problem‘ ist die Wiedergutmachung für ihn deshalb, weil die Untaten an den Juden die sittliche Weltordnung verletzt haben. Hier Zeichen zu setzen durch tätige Reue ist ein Versuch, die moralischen Kategorien wieder zu befestigen – in Europa, in den Seelen der Deutschen.“³⁾

Adenauer versteht deshalb seine Wiedergutmachung an den Juden als eine der großen Aufgaben seiner Politik. Seine Vorstellungen sind klar:

„Keine verblasenen, unverbindlichen Schuldgefühle, sondern klare Kategorien: Verantwortlichkeit des einzelnen, Verantwortung eines Volkes und eines Staates, Schande und Ehre, Ansprüche der Opfer und Verpflichtung der Bürger zur symbolischen Wiederinkraftsetzung des Sittengesetzes.“⁴⁾

Der politische Realitätssinn Adenauers vernachlässigt dabei durchaus nicht die praktische Seite. Ihm war natürlich auch der große Einfluss des amerikanischen Judentums bekannt.

Die Verhandlungen über die Wiedergutmachung mit den jüdischen Organisationen und mit dem Staat Israel waren schwierig. Die Ursache lag im Problem selbst. Die Vorbehalte in Israel und auch in den jüdischen Organisationen gegen Gespräche und Verhandlungen mit Deutschland waren zu Beginn der 50ziger Jahre des letzten Jahrhunderts groß. Da Adenauer und auf der israelischen Seite David Ben Gurion aber an einer Lösung interessiert waren, konnte am 10. September 1952 in Luxemburg zwischen der Jewish Claims Conference und der Bundesrepublik Deutschland ein Abkommen unterzeichnet werden, in dem die Wiedergutmachungsleistungen festgelegt wurden. Adenauer hatte das Glück, mit David Ben Gurion auf einen Mann zu treffen, der als Ministerpräsident in Israel in der Lage und willens war, die Politik der Wiedergutmachung durchzusetzen.

„Ben Gurion meinte einmal, dem Staatsmann gehe es – im Gegensatz zum Politiker, der an die nächsten Wahlen denke – um die kommenden Generationen. Solche Persönlichkeiten waren David Ben Gurion und Konrad Adenauer. Adenauer sah klar, dass sich Deutschlands Wiederaufbau nicht ermöglichen ließe ohne einen auf Vertrauen und Redlichkeit gründenden erneuerten Dialog mit dem jüdischen Volk. Ben Gurion erkannte, dass es diejenigen Deutschen zu ermutigen galt, die sich darum bemühten, ein anderes, demokratisches und humanes Deutschland zu gestalten und der Jugend neue Werte zu vermitteln.“⁵⁾

Diese Bewertung stammt von Shimon Peres, der schon damals die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel aktiv begleitete.

Adenauer und Ben Gurion trafen sich persönlich nur zwei Mal. Das erste Treffen fand am 14. März 1960 um 10 Uhr vormittags im New Yorker Hotel Waldorf Astoria statt. Ein Foto von dieser Begegnung zwischen den beiden Staatsmännern, das Freundlichkeit und Vertrauen in den Gesichtern der beiden ausstrahlt, zeigt den respektvollen und humanen Umgang. Dieses Foto hat einen politischen Symbolwert erhalten. Bis heute ist es leben-

dig geblieben als Zeichen eines Neubeginns der Beziehungen zwischen Deutschland und Israel. Adenauer war beeindruckt. In seinen Erinnerungen zitiert er eine Aussage Ben Gurions über das Treffen.

„Ich bin verschiedentlich mit Deutschen zusammengetroffen, die allerdings zu Ihren politischen Gegnern gehören und mit Ihrer Politik nicht übereinstimmen. Alle haben übereinstimmend gesagt, Ihre Haltung gegenüber den Juden sei von Ihrem Gewissen bestimmt. Ich schätze eine solche Einschätzung noch höher ein als die rein materiellen Leistungen. Die Anerkennung einer moralischen Verantwortung des deutschen Volkes ist für mich wichtiger als die rein materiellen Leistungen, als die rein materiellen Aspekte.“⁶⁾

Das zweite Treffen fand anlässlich des privaten Besuches Konrad Adenauers in Israel in der Zeit vom 2. bis 10. Mai 1966 statt. Beide Staatsmänner waren inzwischen ohne Ämter. Sie verstanden sich gut. Die Begegnung mit Ben Gurion in seinem Kibbuz She Boker im Negev hinterlässt bei Adenauer einen tiefen Eindruck. Auch wenn die Reise nicht ganz ohne Schwierigkeiten abläuft, zieht Adenauer in einer Rede anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde des Weizmann-Instituts in Rehovot eine kurze Bilanz:

„Die Versöhnung herbeizuführen, mit Israel und mit dem gesamten Judentum. Das war mein vornehmstes Anliegen aus dem Gefühl einer tiefen inneren Verpflichtung heraus, auch aus dem Gefühl heraus, dass die Menschheit gerade doch dem Judentum soviel verdankt auf allen Gebieten des menschlichen Geistes und auf dem Gebiet der Religion.“⁷⁾

Der Besuch auf israelischem Boden bewegt Adenauer auch sehr persönlich. Er weiß sehr wohl, dass die Begegnung mit David Ben Gurion auf dem Boden des Staates Israel eine in jeder Hinsicht außergewöhnliche Begebenheit ist. Sein Empfinden formuliert er so:

„Das ist einer der ernstesten und schönsten Augenblicke meines Lebens. Einer der ernstesten, denn er erinnert mich an die Ungerechtigkeit, die besonders Ihrem Volke angetan wurde, aber auch einer der schönsten, weil ich hier sehen kann, was Ihr Volk geschaffen hat.“⁸⁾

Ben Gurion kam anlässlich der Trauerfeierlichkeiten für Konrad Adenauer am 22. und 23. April 1967 nach Deutschland und nahm daran teil.

Konrad Adenauer und David Ben Gurion haben eine solide Grundlage für die Neugestaltung und den Aufbau der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Judentum und zum Staat Israel gelegt. Sie ist bis heute der Grundstein der Beziehungen. Adenauer hätte seine Bemühungen gern noch mit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zum

Staat Israel gekrönt. Das war ihm nicht möglich. Sein Nachfolger im Kanzleramt, Ludwig Erhard, vollzog das am 7. März 1965.

KAS und AJC: Beginn der Zusammenarbeit

Die Politik Konrad Adenauers gegenüber dem Judentum und Israel ist in der KAS fester Bestandteil der nationalen und internationalen Arbeit. Das galt vor allem auch für den langjährigen Vorsitzenden Bruno Heck (1917–1989), der in der Partei, im Bundestag und in der Regierung ein langjähriger Weggefährte Konrad Adenauers war. In ihm hatte die Stiftung einen treuen und verlässlichen Hüter und Gestalter der Ideen, Grundsätze und Ergebnisse der Politik Konrad Adenauers. Aber auch seine Nachfolger Günter Rinsche und Bernhard Vogel blieben dieser Linie treu.

Die Stiftung, die 1964 den Namen Konrad Adenauer erhielt, musste in den ersten Jahren zur Kenntnis nehmen, dass der Kontakt und die Zusammenarbeit mit jüdischen Organisationen in den Vereinigten Staaten von Amerika oder mit Personen und Institutionen in Israel fast unmöglich war. Zu frisch waren die Erinnerungen an die schrecklichen Ereignisse aus der Zeit von 1933 bis 1945. Gewiss, es gab hin und wieder Gespräche und Begegnungen mit jüdischen Politikern, Wissenschaftlern und Journalisten. Mit ihnen konnte gesprochen werden, auch wenn das eine oder andere Gespräch am Anfang nur schwer in Gang kam. Ich erinnere mich noch an ein Gespräch mit einem Politiker aus Israel im September 1978, der Deutschland besuchte. Als ich ihn in der Stiftung begrüßen und ihm die Hand reichen wollte, verweigerte er das und erklärte mir, dass er eigentlich mit den Söhnen der Mörder seiner Eltern und Verwandten nicht sprechen wolle. Es ging dann aber doch, als es mir gelang, ihm auch den eigenen persönlichen und politischen Hintergrund zu vermitteln. Dieses Erlebnis habe ich im Gedächtnis behalten. Bei den Besuchen, die ich in Polen und Israel gemacht habe, habe ich mich immer daran erinnert und mir immer fest vorgenommen, jeden Satz in Gesprächen mit den Partnern aus beiden Ländern sehr genau zu überlegen. Ich musste davon ausgehen, dass jeder irgendwie von der schrecklichen Vergangenheit betroffen war. Deshalb war ich selbst in den ersten Jahren bei Gesprächen mit jüdischen Gästen oder Besuchern immer angespannt und sehr konzentriert. Oftmals habe ich mich vorher nach dem persönlichen und familiären Hintergrund der Gesprächspartner erkundigt. Eine gewisse Befangenheit in der Sache war schon da. Später hat sich das dann gegeben. Daran heute zu erinnern, halte ich für wichtig, weil heute der Umgang mit Juden viel unbefangener geworden ist. Auch das kann man durchaus als einen Erfolg der Arbeit betrachten. Aber am Anfang war das mühsam. Es bedurfte nachhaltiger Geduld und viel Einfühlungsvermögen und einer offenen und tragfähigen Gesprächs-atmo-

sphäre. Hier hat auch Bruno Heck Überzeugendes geleistet. Seine Fähigkeit, geduldig, einführend und aufmerksam zuhören und mit sprachlicher Feinheit Gespräche über sehr heikle und komplexe Themen und Fragen führen zu können, hat nach und nach im Umgang mit jüdischen Gästen und Gesprächspartnern Vertrauenskapital geschaffen. Er hatte den Vorteil, dass er die Versöhnungs- und Wiedergutmachungspolitik Adenauers ausführlich und glaubwürdig darstellen konnte.

1977 richtete die Stiftung in Washington D.C. ein eigenes Büro ein. Damit wurde eine Struktur geschaffen, die es ermöglichte, mit Personen, Institutionen und Organisationen ein Kontaktnetz aufzubauen. Wir dachten auch an Kontakte mit jüdischen Organisationen. Eine erste Gelegenheit bot sich dazu im Juli 1979.

Anlässlich eines Besuches des damaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt in New York fand am 8. Juni 1979 ein Gespräch mit Vertretern des AJC statt. Die Gesprächspartner schlugen dem deutschen Bundeskanzler ein Austauschprogramm vor. Dem AJC schwebte vor, jüngeren Vertretern des amerikanischen Judentums durch eine Reise in die Bundesrepublik Deutschland objektive Kenntnis über das heutige Deutschland zu vermitteln.

„Durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse sollen sie von der Entwicklung und den Leistungen der Bundesrepublik in mehr als dreißig Jahren einen Begriff bekommen. Diese Einsichten können sie dazu im eigenen Lande weiterverbreiten – sowohl in jüdischen Gremien wie in der weiteren amerikanischen Gesellschaft, zu der sie gehören.“⁹⁾

Teilnehmer an dem Austauschprogramm sollten jüngere Vertreter des amerikanischen Judentums sein, Männer und Frauen aus der jüdischen Gemeinschaft, vornehmlich tätig in den Medien, im Bildungswesen, in der Wirtschaft, in Gewerkschaften, „in der Rechtspflege und in den Staatswissenschaften.“¹⁰⁾ Bestandteil des AJC-Vorschlages war die Einladung an junge Deutsche aus vergleichbaren Berufen und den genannten Tätigkeitsfeldern,

„um die jüdische Gemeinschaft Amerikas, die heute die größte der Welt ist und innerhalb der kulturellen und religiösen Mannigfaltigkeit Amerikas unter historisch einzigartigen Verhältnissen lebt, samt ihrer Geschichte, ihre sozialen und kulturellen Leistungen und ihre Zukunftsaussichten kennen zu lernen. Bei den deutschen Teilnehmern könnte es sich etwa um folgende Gruppen handeln: jüngere Bundestags- und Landtagsabgeordnete, Kulturbeamte der einzelnen Länder, Mitarbeiter der ständigen Konferenz der Kultusminister, Vertreter der Massenmedien und Repräsentanten der evangelischen und katholischen Kirchen.“¹¹⁾

Das Programm sollte zwischen dem AJC und den zuständigen Stellen in der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam erarbeitet werden. Zunächst war an einen Aufenthalt von vier Wochen mit zwölf Teilnehmern im jeweiligen Gastland gedacht. Für das Programm in den USA regte das AJC folgende Schwerpunkte an: a) Darstellung der Verschiedenartigkeit innerhalb des Judentums in Amerika; Besuch in New York bei Einrichtungen des orthodoxen, des konservativen und des Reformjudentums; b) Entwicklung und Struktur der jüdischen Gemeinschaften und der jüdischen Sozialarbeit in den USA (z.B Hochschule für Sozialarbeit, die auf jüdische Initiative gegründet wurde; Ortsverbände für jüdische Wohltätigkeit); c) jüdische Kultur- und Bildungsstätten (Besuch der jüdischen Verlagsgesellschaft in Philadelphia; Jüdisches Museum in New York; Spertus-Institut für Judaika in Chicago); d) Einwanderung als Erlebnis – Begegnungen mit jüdischen Einwanderern aus jüngerer Zeit; e) Die Juden im politischen Leben Amerikas – Begegnung mit jüdischen Parlamentariern in Washington D.C.; f) Begegnung mit jüdischen Repräsentanten aus der Wirtschaft und den Gewerkschaften. Wichtig war dem AJC, dass während des Besuches *home hospitality* (Aufenthalt in Gastfamilien) stattfinden sollten.

Das war das Gerüst des AJC-Vorschlages für das Austauschprogramm, das die Vertreter des AJC dem Bundeskanzler Helmut Schmidt am 8. Juni 1979 in New York präsentierten. Das Projekt wurde mit dem Deutschen Generalkonsulat in New York weiter besprochen. Konsul Wolf Calebow engagierte sich auch persönlich sehr für das Projekt. Das Generalkonsulat gab am 5. Juli 1979 eine Stellungnahme ab und befürwortete den Vorschlag des AJC. Auch das Bundeskanzleramt äußerte sich am 7. August 1979 in einer Bewertung positiv.

„Es scheint nach hiesiger Ansicht geeignet, den immer spürbarer werden den Mangel an persönlichen Kontakten („Generationenproblem“ im deutsch-amerikanischen Verhältnis) beseitigen zu helfen. Der Bundeskanzler hat in letzter Zeit wiederholt auf die Notwendigkeit hingewiesen (u.a. am 16. März bei der deutsch-amerikanischen Konferenz der Atlantik-Brücke in Hamburg und am 6. Juni. vor der Universität von South Carolina), das persönliche Engagement der jungen Generation für die deutsch-amerikanische Partnerschaft und die gemeinsamen Aufgaben der Bundesrepublik Deutschland und der USA durch persönliche Kontakte und Freundschaften sowie Austausch mit Nachdruck zu stimulieren.“¹²⁾

Das Kanzleramt weist weiter auf die Bedeutung des AJC hin und hebt auch die Aufgeschlossenheit und die Bereitschaft zur Verbesserung der Beziehungen zwischen dem amerikanischen Judentum und der Bundesrepublik Deutschland hervor. Das Papier des Bundeskanzleramtes geht dann noch

kurz auf die Schwierigkeiten der Finanzierung und auf die Frage ein, ob die Bundesregierung überhaupt Partner des Programms sein könne. Es wird die Prüfung angeregt,

„ob eine politische Stiftung oder eine andere gesellschaftliche Gruppe für das Programm gewonnen werden kann. ... Der Vorschlag dieser einflussreichen jüdischen Organisation für ein deutsch-amerikanisches Austauschprogramm zeigt besonders eindrucksvoll den Wandel in der Einstellung weiter Kreise des amerikanischen Judentums gegenüber der Bundesrepublik Deutschland. Auch aus diesem Grunde sollten wir auf den Vorschlag eines Austauschprogramms positiv reagieren.“¹³⁾

Auch aus den in der Stellungnahme des Bundeskanzleramtes genannten Gründen hatte sich die KAS 1977 entschlossen, in Washington D.C. in der amerikanischen Hauptstadt, ein eigenes Büro einzurichten. Die Stiftung wollte mit ihren Möglichkeiten der deutsch-amerikanischen Zusammenarbeit neue Impulse geben. Auch wir hatten beobachtet, dass die Generation, die in den USA und in Deutschland nach 1945 die Grundlagen für eine umfassende und vertrauensvolle Partnerschaft geschaffen und durch ihr persönliches Erlebnis und Engagement belebt und ausgestaltet hatten, nicht mehr in der Politik tätig war. Eine neue Generation von Politikern, der das persönliche Erlebnis des Zweiten Weltkrieges und der Neugestaltung des demokratischen Deutschland und seiner auch wertorientierten Bündnis- und Allianzpolitik weitestgehend fehlte, war jetzt aufgefordert, die Werte, Ideen und Strukturen der deutsch-amerikanischen und atlantischen Beziehungen weiter zu entwickeln. Deshalb schien es uns dringend notwendig, in Washington D.C. mit einem eigenen Büro und einem entsandten Vertreter präsent zu sein. Hauptaufgabe sollte es sein, die Entwicklung Deutschlands darzustellen, gemeinsame Probleme zu besprechen, Begegnungen und Besuche für einflussreiche Akteure aus der Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und den Medien zu organisieren. Kurzum: Die KAS wollte wichtige Meinungsträger und Politikgestalter aus der aktiven Generation aus beiden Ländern miteinander ins Gespräch bringen und in einen konstruktiven Dialog über die Zukunftsgestaltung einbinden. Besonders der Mangel an persönlichen Kontakten zwischen den Akteuren war spürbar geworden. Insoweit traf der Vorschlag des AJC neben seiner grundsätzlichen Bedeutung auch auf unsere Interessen. Für die KAS eröffnete sich die Möglichkeit, im amerikanischen Judentum einen wichtigen und einflussreichen Partner zu gewinnen.

Das Bundeskanzleramt gab den Vorschlag des AJC an das Auswärtige Amt weiter. Ministerialdirigent Barthold Witte schrieb am 23. Oktober 1979 an die Friedrich-Ebert-Stiftung, Konrad-Adenauer-Stiftung, Friedrich-Naumann-Stiftung und Hanns-Seidel-Stiftung einen Brief. Er informierte dar-

in über die bisherigen Überlegungen, betonte die Wichtigkeit des Austauschprogramms und bat um Mitteilung,

„ob bei Ihrer Stiftung Interesse daran besteht. Das Auswärtige Amt würde es sehr begrüßen, wenn die politischen Stiftungen den Gedanken des American Jewish Committee aufgriffen, weil es mit Sorgen beobachtet, dass die nach dem Krieg so intensiven zwischenmenschlichen Kontakte zwischen Deutschen und Amerikanern, und hier nicht zuletzt mit den amerikanischen Juden durch den Wandel der Generationen spärlicher und unergiebig werden.¹⁴⁾

Den Brief habe ich am 29. Oktober 1979 mit dem Vorsitzenden der KAS, Bruno Heck, besprochen. Wir beide waren uns sehr schnell einig, dass die KAS den Vorschlag annehmen sollte. Dem Auswärtigen Amt wurde das mitgeteilt. Die KAS war die Stiftung, die als erste und zunächst auch als einzige Stiftung positiv auf den Vorschlag des AJC reagierte. Am 30. Oktober 1979 schrieb ich dem damaligen Leiter der Außenstelle der Stiftung in Washington D.C, Manfred von Nordheim, einen Brief. Ich informierte ihn über das Angebot des AJC und bat ihn, mit den Vertretern des AJC in New York Kontakt aufzunehmen. Das erste Gespräch fand am 27. November 1979 in New York statt. Vom AJC nahm daran William S. Trosten teil. Er war der eigentliche Initiator der Initiative. Ihm ist es vor allem zu danken, dass das Projekt in Gang kam. Er kannte Deutschland sehr gut, war anlässlich von Geschäftsreisen oft in Deutschland und sprach ausgezeichnet deutsch. Gerade in den Anfangsjahren hat er sich um das Programm sehr gekümmert. Bei dem ersten Gespräch war auch Konsul Calebow vom Generalkonsulat in New York anwesend. Da sich die anderen politischen Stiftungen nicht geäußert hatten, einigten sich KAS und AJC schnell darauf, das Austauschprogramm gemeinsam durchzuführen um damit im Jahre 1980 zu beginnen. Die Stiftung war bereit, 15 Vertreter des AJC zu einem Besuch nach Deutschland einzuladen. Manfred von Nordheim, William S. Trosten, Rita Blume, im AJC für die praktische Abwicklung des Programmes verantwortlich, trafen sich in der Folgezeit mehrmals, um die Einzelheiten für den ersten Besuch der 15 AJC-Gäste in Deutschland abzusprechen. Als besonders glücklich und hilfreich erwies sich das persönliche Engagement von Manfred von Nordheim für das Projekt. Er und seine Nachfolger in der Leitung der Aussenstelle der KAS in Washington D.C., Wolfgang Pordzik, Gerhard Wahlers und Franz-Josef Reuter, haben gerade das Austauschprogramm mit dem AJC mit besonderer Hingabe unterstützt und gefördert. Für das Gelingen war das ein wichtiger Faktor.

Das erste Programm fand in der Zeit vom 23. Juni bis 5. Juli 1980 statt. Für die Stiftung und für diejenigen, die für die Konzeption, Planung und

Durchführung verantwortlich waren, ergaben sich eine Reihe von Fragen und eine gewisse Unsicherheit. Wir betreten Neuland. Was musste alles beachtet werden? Auf welche Empfindlichkeiten musste man sich einstellen? Welche besonderen Essgewohnheiten mussten berücksichtigt werden? Welchen Erwartungen und Lebensläufen der Teilnehmer würde man begegnen? Und vor allem: Mit welchen Kenntnissen und möglicherweise auch Vorurteilen würden die Gäste nach Deutschland kommen? Fast alle waren noch nie in Deutschland gewesen.

Das Programm konzentrierte sich auf Aufenthalte in Berlin, Bonn/Sankt Augustin (Sitz der KAS), München und Dachau. In Berlin war u.a. Richard von Weizsäcker ein Gesprächspartner, Besuche bei der Jüdischen Gemeinde, beim Aspen-Institut, im Reichstag und Ost-Berlins standen ebenso auf dem Programm wie eine Gesprächsrunde im Springer-Haus mit Journalisten der Tageszeitung *Die Welt*. In Bonn und Sankt Augustin fanden die politischen Gespräche statt (u.a. Hans Stercken, MdB), die Stiftung präsentierte ihre Philosophie und ihre Aktivitäten in den verschiedenen Bereichen (Politische Bildung, Wissenschaftliche Forschung, Internationale Arbeit, Begabtenförderung). In der Universität Bonn folgte eine Veranstaltung mit Historikern zum Thema: „Die Juden und das Dritte Reich“. Bruno Heck gab den Gästen am 30. Juni 1980 ein Abendessen und nutzte die Gelegenheit für eine ausführliche Darstellung der Entwicklung Deutschlands nach 1945. Zum Abschluss wurde die Gedenkstätte in Dachau besucht. Das Programm verlief ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Zunächst waren wir darüber erleichtert. Wir waren aber daran interessiert, die Meinung der Teilnehmer zu erfahren. Rabbi David Gordis von der University of Judaism in Los Angeles äußerte sich in einem Brief vom 8. Juli 1980:

„As you know, the group was a good deal more heterogeneous than most of us had anticipated. In addition, a broad range of interests on the part of the participants, a very considerable span of backgrounds and the fact that this was the first experiment of its kind, all contributed to the complexity of programming especially under the kind of the time pressures that were faced by the Foundation. In spite of all these difficulties, the total experience of the visit was profound and deeply enriching. I shall always remember these two weeks and shall always be grateful to the Foundation for the enormous effort that went into making them possible.“

Manfred von Nordheim besprach am 16. und 17. September 1980 mit dem AJC (Richard Weiss, Vize-Präsident; William S. Trosten, Rita Blume) und drei Teilnehmern die Eindrücke und Erfahrungen. In seinem umfangreichen Bericht vom 22. September 1980 schreibt er u.a.:

„Aus schriftlichen Berichten, Zeitungsinterviews und aus Stellungnahmen der drei Teilnehmer mir gegenüber geht hervor, dass der Besuch ein Erfolg war, weil er in starkem Maße Vorurteile abgebaut hat. Ein aus Stereotypen bestehendes Deutschland-Bild ist ins Wanken geraten oder schon ins Positive umgeformt worden. Die Teilnehmer haben vor etlichen jüdischen Gruppen über ihre Reise berichtet und die Rabbiner haben in ihren Synagogen Vorträge gehalten.“

Im großen und ganzen war es also gelungen, das Austauschprogramm erfolgreich zu starten. Wir fühlten uns selbst danach auf etwas sicherem Boden. Die Erfahrungen und kritischen Hinweise, die uns die Teilnehmer übermittelten, wurden bei den Folgeprogrammen berücksichtigt. Beate Neuss hat die Entwicklung der Austauschprogramme für die Zeit von 1980 bis 2000 dankenswerterweise analysiert und beschrieben.¹⁵⁾ Sie konnte das mit besonderer Berechtigung tun, weil sie selbst 1982 und 1988 an dem Programm teilnahm. Sie hat in der vorliegenden Publikation ihre Darstellung um die vergangenen fünf Jahre ergänzt.

Andere Programme mit jüdischen Partnern

1979 begann nicht nur die Partnerschaft mit dem AJC. Die KAS startete in diesem Jahr auch die Kooperation mit Partnern in Israel. Der damalige Leiter des Institutes für Internationale Solidarität, Lothar Kraft, hielt sich vom 24. November bis 1. Dezember 1979 in Israel auf. Er sondierte die Möglichkeiten einer Tätigkeit der KAS im Lande. In seinem Bericht vom 5. Dezember 1979 führt er u.a. aus: „Es sprechen einige Gründe dafür, dass die KAS in Israel tätig wird: unsere besondere Beziehung zu Israel; die Erinnerung an die Begegnung der beiden großen Staatsmänner Adenauer und Ben Gurion, die in Israel sehr lebendig geblieben ist; sowie im engeren Sinne entwicklungspolitische Überlegungen zur sozio-politischen Entwicklung des Landes“¹⁶⁾. Die Arbeit wurde 1980 aufgenommen. Die Hebräische Universität in Jerusalem war der erste Projektpartner. Die Arbeit wurde in den folgenden Jahren kontinuierlich ausgebaut durch Projekte mit der Israel Interfaith Association; Jüdisch-arabische Verständigung mit Newe Schalom und Brit Bnej Schem. Andere Partner kamen hinzu. In den letzten Jahren konzentriert sich die Arbeit der KAS sehr stark auf den israelisch-arabisch-palästinensischen Dialog. Gerade in schwierigen Phasen darf der Dialog und der Gesprächskontakt wichtiger Akteure nicht abbrechen. Man wird ja doch wieder miteinander sprechen müssen. Hier muss das besondere persönliche Engagement des gegenwärtigen Vertreters der KAS in Israel, Johannes Gerster, erwähnt werden. Ihm ist es ganz wesentlich zu danken, dass auch in den ganz schwierigen Zeiten des Terrors und der Gewalt der

Dialog zwischen Israelis, Palästinensern und Arabern nicht abgebrochen wurde.

Ein Projekt von herausragender Bedeutung ist die Einrichtung des „Konrad-Adenauer-Konferenzentrums“ in Jerusalem. Auch an dem Zustandekommen dieses Projektes hat Johannes Gerster sehr aktiv mitgewirkt. Die Idee, in Israel ein Begegnungszentrum mit dem Namen Konrad Adenauer zu schaffen, entstand schon in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Jaffa war dafür vorgesehen. Der Plan konnte aber aus verschiedenen Gründen nicht realisiert werden. Doch die Idee wurde nicht aufgegeben. Im September 1997 schlugen Teddy Kollek und Yissakhar Ben-Yaacov von der Jerusalem Foundation vor, im Herzen der Stadt ein Konferenzzentrum mit dem Namen Konrad Adenauer zu errichten. Johannes Gerster nahm diesen Plan begeistert auf:

„Es ist ein großartiges Ziel, in der Nachbarschaft von Davidsturm und Klagemauer, von Via Dolorosa und Grabeskirche, von Al-Aksa Moschee und Felsendom in Zukunft Juden, Christen und Moslems, Menschen unterschiedlichen Herkommens verschiedenartiger Kulturen und aus zahlreichen Nationen zusammenzubringen. Wenn an diesem Ort, an dem man eine 3000-jährige Geschichte fast physisch erspüren kann, trotz der Schrecken der Vergangenheit ein israelisch-deutsches Gemeinschaftswerk wie das Konrad-Adenauer-Konferenzzentrum möglich wird, dann besteht auch berechtigte Hoffnung auf Verständigung im Nahen Osten und insbesondere in Jerusalem, der Stadt des Friedens.“¹⁷⁾

Die Grundsteinlegung erfolgte am 2. November 1999, die feierliche Eröffnung fand am 31. Mai 2001 statt. Der Vorsitzende der Stiftung, Bernhard Vogel, nahm auch daran teil. Damit war eine kühne politische Idee in die Wirklichkeit eingetreten, die Bundeskanzler a.D. Helmut Kohl anlässlich der Grundsteinlegung so ausdrückte: „Dass eine israelische Stiftung, die Jerusalem Foundation, und eine deutsche Stiftung, die Konrad-Adenauer-Stiftung, gemeinsam im Geiste der Versöhnung, des Ausgleichs, des Friedens arbeiten wollen, ist 54 Jahre nach der Shoah ein großartiges Zeichen, dass scheinbar endgültig Getrenntes zusammengeführt werden kann.“¹⁸⁾

Alois Mertes (1921–1985) war ein bedeutender christlich-demokratischer Politiker. Als Diplomat, Abgeordneter und Staatsminister hat er vor allem das Ethische in der Politik markiert. Er war praktizierender Katholik und hat in schwierigen Fragen die Wertmaßstäbe gesetzt. Politische Beliebigkeit, fragwürdiges Argumentieren, unklare Politik und verschwommene Begriffe gefielen ihm nicht. Das war in dem außenpolitischen Feld, in dem er vornehmlich tätig war, keine leichte Position. Doch er hat sich immer glaubwürdig durchgesetzt. Er hat viel für die deutsch-amerikanische und

atlantische Partnerschaft getan. Seine Kontakte zu den jüdisch-amerikanischen Organisationen waren eng. In einer besonders schwierigen Phase – wie der gemeinsame Besuch Präsident Ronald Reagans und Bundeskanzler Helmut Kohls am 5. Mai 1985 auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, wo auch einige Angehörige der Waffen-SS beigesetzt sind – flog er nach New York und hielt wenige Tage vor dem Besuch des amerikanischen Präsidenten in Deutschland auf der Jahresversammlung des American Jewish Committee eine viel beachtete Rede, in der er auch davon sprach, dass seine gläubigen Eltern und sein verstorbener älterer Bruder, der katholischer Priester gewesen sei, ihn „gelehrt hätten, Ehrfurcht zu haben vor jüdischer Frömmigkeit und jüdischer Gesetzestreue.“¹⁹⁾ Allzu früh starb Alois Mertes am 16. Juni 1985. Die KAS und das AJC haben 1986 in Erinnerung an ihn die *Alois Mertes Memorial Lecture* ins Leben gerufen. Jährlich wurde sie abwechselnd in den USA und Deutschland durchgeführt. Am 8. Juni 1988 war der damalige AJC-Präsident Theodore Ellenoff Gastredner der Vortragsreihe in Bonn. Sein Thema war: Democracy in the Federal Republic of Germany – A new understanding and commitment for the rule of law.

Andere Programme mit jüdischen Organisationen folgten. Mit B'nai B'rith wurde 1990 die Zusammenarbeit aufgenommen. Es fanden Austausch- und Dialogprogramme statt. Vor allem mit dem Direktor des Distriktes 19 (Kontinental-Europa), Ernst Ludwig Ehrlich, wurden zahlreiche Vortragsveranstaltungen über die christlich-jüdische Zusammenarbeit in Polen, Ungarn, Slowakei und in der Tschechischen Republik organisiert.

In Polen initiierte die Stiftung ein Seminar, in dem die Konzeption des „Museums für Jüdische Geschichte in Polen“ mit Sitz in Warschau diskutiert wurde. Vom 24. bis 26. April 1996 ging es in Warschau um die Rolle und Funktion der historischen Museen im gegenwärtigen Mittel- und Osteuropa. Aus den Erfahrungen anderer Museen sollte das Konzept für das Jüdische Museum in Warschau entwickelt werden. Bedeutende Fachleute trafen sich in Warschau: Jeshajahu Weinberg, Gründungsdirektor des United States Holocaust Memorial Museum in Washington D.C. und des Museums der Jüdischen Diaspora, Tel Aviv; Joel Cahen, Stellvertreter des Direktors des Museums der Jüdischen Diaspora, Tel Aviv; Israel Gutman, Direktor des Int. Forschungszentrums Yad Vashem, Jerusalem; Hermann Schäfer, Präsident des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn; Georg Heuberger, Direktor des Jüdischen Museums in Frankfurt/Main; Leo Pavlat, Direktor des Jüdischen Museums, Prag; Judith Bellinfante, Direktorin des Jüdisch Historischen Museums, Amsterdam. Für den Bau des Museums für Jüdische Geschichte in Warschau wurden konkrete Ergebnisse gewonnen. Unter der Schirmherrschaft des damaligen Bundespräsidenten

Roman Herzog wurde am 16. April 1996 ein deutscher Förderverein für das Museumsprojekt gegründet. Ich selbst bin Gründungs- und Vorstandsmitglied des Vereins. Anlässlich einer Begegnung mit deutschen Förderern des Museumsprojektes am 22. Februar 1995 im Schloss Bellevue in Berlin sagte Roman Herzog:

„Wir sind heute versammelt, um unsere Unterstützung für ein Vorhaben zu bekunden, dass unsere Augen und die Augen künftiger Generationen für den Beitrag öffnen soll, den die in Polen lebenden Juden über Jahrhunderte hinweg zur Geschichte und Kultur ihres Landes geleistet haben. Der nationalsozialistische Rassenwahn hat nicht nur die Juden in Mittel- und Osteuropa weitgehend ausgerottet, sondern auch ihrer Kultur einen grausamen Schlag versetzt. Unersetzliche Objekte der jüdischen Kultur wurden vernichtet, historische Synagogen mit ihrer reichen Ornamentik in Trümmer gelegt, Bücher, Handschriften, alte Drucke, Meisterwerke der Bildhauerei, Malerei und Grafik wurden verbrannt, und doch ist es – Gott sei Dank – nicht gelungen, diese Vergangenheit zu vernichten. Die osteuropäische jüdische Kultur lebt fort in ihrer Literatur und Prosa, in ihrer Dichtung ebenso wie in ihrem wissenschaftlichen und religiösen Schrifttum. Deshalb soll das Museum für Jüdische Geschichte ein Museum des Lebens, nicht das Museum einer vergangenen Welt werden.“²⁰⁾

Das Projekt hat die anfänglichen Schwierigkeiten überstanden und befindet sich gegenwärtig in der Phase der konkreten Planung. Die Stadt Warschau hat kostenlos ein Grundstück für den Bau zur Verfügung gestellt.

Mit der „Conference of Presidents of Major American Jewish Organizations“ hat die KAS mehrere Programme durchgeführt. Auch diese Aktivitäten haben zum Ziel, die Begegnung und den Dialog miteinander zu ermöglichen. Ich selbst habe bei allen diesen Programmen die Erfahrung gemacht, dass das Kennen lernen, das Sprechen miteinander, das Zuhören, der offene und respektvolle Dialog und die notwendige Feinfühligkeit im Umgang mit Menschen aus anderen religiösen und kulturellen Ambienzen viel Vertrauenskapital schafft. Für mich ist das der größte Erfolg, den die KAS mit den Programmen, die mit jüdischen Organisationen in den letzten 25 Jahren durchgeführt hat, mit Recht für sich beanspruchen kann.

Anmerkungen:

- 1) Anneliese Poppinga (Hrsg.): Konrad Adenauer – Seid wach für die kommenden Jahre, KAS, Bergisch Gladbach 1997, S. 345.
- 2) Konrad Adenauer: Erinnerungen 1953–1955, Stuttgart 1966, S. 132.
- 3) Hans-Peter Schwarz: Adenauer Bd. 1 – Der Auftrag 1876–1952, dtv-Ausgabe, München 1994, S. 899.

- 4) Hans-Peter Schwarz, aaO.
- 5) Shimon Peres in seinem Geleitwort zum Buch von Niels Hansen: Aus dem Schatten der Katastrophe – Die deutsch-israelischen Beziehungen in der Ära Konrad Adenauer und David Ben Gurion, Düsseldorf 2002, S. 2. Bei diesem Buch handelt es sich um eine ausgezeichnete und sehr fundierte Darstellung des Beginn der deutsch-israelischen Beziehungen. Zu nennen ist auch noch: Hanns Jürgen Küsters (Hrsg.): Adenauer, Israel und das Judentum – Rhöndorfer Gespräche Bd. 20, Stiftung Bundeskanzler Adenauer-Haus, Bonn 2004.
- 6) Konrad Adenauer: Erinnerungen 1959–1963, Stuttgart 1969, S. 33.
- 7) Rolf Vogel: Deutschlands Weg nach Israel. Eine Dokumentation, Stuttgart 1967, S. 197.
- 8) Annemarie Poppinga: Meine Erinnerungen an Konrad Adenauer, Stuttgart 1979, S. 288.
- 9) Vorschlag für ein Austauschprogramm zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der jüdischen Gemeinschaft in den Vereinigten Staaten, vorgelegt von: The American Jewish Committee, Institut of Human Relations, New York. o.D., S. 1, genannt AJC-Vorschlag, Quelle: Thesing-Archiv.
- 10) AJC-Vorschlag, aaO.
- 11) AJC-Vorschlag, aaO.
- 12) Stellungnahme des Bundeskanzleramtes (Dg 20) vom 7.8.1979, S. 1–2.
- 13) Stellungnahme des Bundeskanzleramtes vom 7.8.1979, S. 3.
- 14) Brief MDg Dr. Barthold Witte vom 23.10.1979, S. 1–2.
- 15) Beate Neuss: Zwanzig Jahre Kooperation zwischen der Konrad-Adenauer-Stiftung und dem American Jewish Committee: Persönliche Begegnungen als Politik gegen Vorurteile und Unwissen, in: Konrad Adenauer Stiftung, Washington Office: Zwanzig Jahre deutsch-jüdische Partnerschaft – American Jewish Committee / Konrad-Adenauer-Stiftung, 2000, S. 35–61.
- 16) Lothar Kraft: Bericht vom 5.12.1979 über Dienstreise nach Israel, in: Norbert Chauvistré: Perspektiven für die Tätigkeit der Konrad-Adenauer-Stiftung in Israel, KAS, Sankt Augustin 1988, S. 109.
- 17) Johannes Gerster in einem Grußwort, in: The Jerusalem Foundation: Das Konrad Adenauer Konferenzzentrum in Mishkenot ShaAnanim Jerusalem, Jerusalem 2000.
- 18) The Jerusalem Foundation, aaO.
- 19) Jürgen Aretz: Erinnerung an Alois Mertes: Das Ethische in der Politik, in: Die Politische Meinung, Nr. 386, Januar 2002, S. 87–93.
- 20) Josef Thesing: Bericht vom 6.5.1996 über die internationale Konferenz in Warschau vom 24.–26.4.1996; Quelle: Thesing-Archiv.

Allan J. Reich (1990)

*Leiter des Planungsausschusses
American Jewish Committee*

Eine althergebrachte Aussage, frei wiedergegeben, lautet: „Wenn Menschen nichts aus der Geschichte lernen, wiederholen sich die Tragödien“. Wahr ist allerdings auch, dass Menschen, die zu sehr in der Vergangenheit leben, die Chancen der Zukunft nicht erkennen.

Vor 25 Jahren haben zwei großartige Institutionen, die Konrad-Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee, ihre Chance genutzt und für ihre jeweiligen Mitglieder ein Austauschprogramm geschaffen. Zweck dieses Programms sollte es sein, Brücken zur besseren Verständigung zwischen dem deutschen Volk und den amerikanischen Juden zu bauen. Die 25-Jahrfeier ist ein Zeugnis für den andauernden Erfolg.

Jeder von uns, der am Programm teilgenommen hat, konnte dabei Erfahrungen machen, die sein Leben veränderten. Ich habe 1990 teilgenommen; es war spannend in dieser Zeit in Deutschland zu sein! Diese Erfahrungen haben uns hoffentlich nicht nur zu einem besseren Verständnis füreinander verholfen, sondern auch die einzigartige Verbindung gestärkt, die durch unsere Verantwortung als Deutsche und Juden zwischen uns besteht. Unsere beiden Organisationen sind der Förderung von Demokratie, Pluralismus und gegenseitigem Verständnis verpflichtet. Das Austauschprogramm hat die herausragende Bedeutung unterstrichen, die unserem gemeinsamen Streben auf dem Weg zu diesen Zielen zukommt.

In diesem Jahr kommen wir in Berlin nicht nur zusammen, um unsere Erfahrungen auszutauschen und die vergangenen 25 Jahre zu feiern. Viel wichtiger ist, dass wir damit die fortdauernde Bedeutung des Programms anerkennen und gemeinsam darüber sprechen können, wie der Erfolg und die wichtige Stellung des Programms für die kommenden 25 Jahre am besten garantiert werden können.

Mit der Erinnerung an die Vergangenheit und dem Blick auf die Zukunft des KAS/AJC-Austauschprogramms freue ich mich auf unsere Zusammenkunft im Juni in Berlin.

Deutsche und amerikanische Juden: Vom Brückenbauen über tiefe Schluchten

Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Ein Mal sehen ist besser, als hundert Mal hören“. Und so führte die Konrad-Adenauer-Stiftung 1980 erstmals Mitglieder des American Jewish Committee durch die Bundesrepublik Deutschland. Die Delegation des AJC, das seine Programme allein durch *Fundraising* finanzieren muss, eruierte, ob sich ein Austauschprogramm mit der Adenauer-Stiftung wohl auf eine tragfähige Unterlage stellen ließe. Die Reise war der Start in ein äußerst erfolgreiches Austauschprogramm. Die Initiative war vom American Jewish Committee ausgegangen. (Vgl. dazu den Beitrag von Josef Thesing)

Damals war das AJC nur wenigen Amerika-Kennern in Deutschland ein Begriff. Dass heute sehr viel mehr Deutsche mit dem American Jewish Committee etwas anzufangen wissen, dass das AJC sich heute rühmen kann, unter den amerikanisch-jüdischen Organisationen die intensivsten Kontakte zu deutschen Institutionen zu pflegen und über reiche Beziehungen zu führenden Persönlichkeiten zu verfügen, hängt mit seiner Entscheidung Ende der siebziger Jahre zusammen, die bis dahin nur sporadischen Kontakte zu Deutschen auf eine neue, zukunftsorientierte Grundlage zu stellen. Es hängt ferner zusammen mit der spontanen Bereitschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung, eine neue Partnerschaft mit dem American Jewish Committee aufzubauen. Und so ist auch die Konrad-Adenauer-Stiftung heute eine im amerikanischen Judentum angesehene und bekannte Institution. Das AJC ist ein wichtiges Sprachrohr des amerikanischen Judentums, jedoch nicht sein einziges.

Amerikanisches Judentum

Wenige Deutsche haben eine Vorstellung davon, dass in den USA 5,2 Mio. Juden leben. Das sind etwa 2 Prozent der Bevölkerung und 40 Prozent der 13 Mio. Juden weltweit (Israel 5 Mio.). Fast die Hälfte (40 Prozent) lebt im Großraum New York, davon 1,1 Mio. im *Big Apple* selbst. Hier haben auch die größeren Organisationen, darunter das AJC, ihren Sitz. Die jüdische Gemeinschaft zeichnet sich durch große Pluralität aus – liberale, konservative, orthodoxe und ultraorthodoxe Juden gehören unterschiedlichen Synagogengemeinschaften an, vertreten höchst unterschiedliche Meinungen und Auffassungen. Für sie gilt in besonderem Maße, was Alexis de Tocque-

ville vor über 100 Jahren mit Erstaunen konstatierte und was heute die amerikanische *Encyclopedia of Associations* nüchtern feststellt: Sieben von zehn Amerikanern gehören einer Organisation an, einer von vieren ist Mitglied in vier oder mehr Organisationen. Man möchte ergänzen: zwei Juden und drei Organisationen. Keine andere ethnische oder religiöse Minderheit in den USA ist so vielfältig organisiert. Der Historiker Abraham Karp¹⁾ stellt für die jüdische Bevölkerungsgruppe fest, sie sei eine „Gemeinschaft von Organisationen, der es an Organisation fehlt“. Ein Blick in die *Encyclopedia* weist weit mehr als dreihundert jüdische Organisationen, z.T. Dachorganisationen lokaler Vereinigungen, im kulturellen, sozialen, politischen, ethnischen und religiösen Bereich aus. Allein letzterer Bereich ist mit 200 Organisationen vertreten. Einige sind zionistisch orientiert, andere lehnen den Staat Israel ab, dessen Neugründung sie als Frevel gegen die göttliche Vorsehung betrachten. Keine vertritt die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung. Das Netz jüdischer Organisationen ist von einer verblüffenden Dichte, auch für die organisationsfreudigen USA. Doch auch das gibt es: Juden, die weder religiös aktiv noch in Organisationen gebunden sind; der einzige Bezugspunkt zum jüdischen Leben mag vielleicht eine gelegentliche Spende für eine jüdische Organisation sein. Von einem amerikanischen Judentum zu sprechen ist folglich eine kaum zulässige Verkürzung, richtiger ist es, die Pluralität des organisatorischen Lebens als Spiegelbild der Vielfalt jüdischen Lebens in den Vereinigten Staaten zu sehen – und als Ausweis für die große Bereitschaft, aktiv am Leben der Nation teilzunehmen.

Das kommt nicht von ungefähr. Die jüdische Bevölkerungsgruppe ist überdurchschnittlich gut gebildet. Mehr als die Hälfte hat erfolgreich ein College absolviert. Folglich sind die Einkommen überdurchschnittlich. Juden partizipieren aktiver an Wahlen als der Durchschnitt der Gesellschaft und haben schon aufgrund dieser Faktoren Einfluss auf die amerikanische Politik. Und obwohl die meisten Organisationen nicht einmal national, sondern ausschließlich lokal orientiert sind, gehören Juden in der amerikanischen Gesellschaft überdurchschnittlich häufig zu der kleinen Gruppe außenpolitisch interessierter Bürger. Herkunft, Leidensgeschichte und Sorge um jüdische Minderheiten weltweit einerseits, Bildung und berufliches Engagement andererseits führen zu überdurchschnittlichem Interesse an Außenpolitik. Das Schicksal Israels, dessen Existenz mit dem Sechstagekrieg 1967 auf dem Spiel stand, tat ein übriges. Das starke politische Engagement amerikanischer Juden spiegelt sich in ihrer überproportionalen Beteiligung am politischen Willensbildungsprozess. Im 2004 gewählten Kongress gab es keine Änderung: 11 von 100 Senatoren und 26 von 435 Abgeordneten des Repräsentantenhauses sind Juden.

Partner der Konrad-Adenauer-Stiftung: Das American Jewish Committee

Es waren überwiegend deutschstämmige, inzwischen gut etablierte Juden, die 1906 in New York das nicht-zionistische American Jewish Committee gründeten. Den Anlass boten Pogrome in Russland, 1903 und 1905, mit vielen Toten, Verletzten und Obdachlosen. Ad-hoc Maßnahmen nach den Massakern konnten nicht viel zur Sicherung jüdischen Lebens beitragen, mit der Schaffung einer permanenten Organisation war nun das Ziel verbunden, „die Verletzung bürgerlicher und religiöser Rechte von Juden an jedem Ort der Welt zu verhindern, jede mögliche rechtliche Unterstützung zu gewähren, Abhilfe zu schaffen bei der Bedrohung oder Verletzung der Rechte sowie Linderung von Folgen der Verfolgung von Juden, wo immer sie vorkommen mag“ (Charter des AJC). Die zunächst noch kleine Elite von Mitgliedern sah es als ihre Aufgabe an, die jüdische Gemeinschaft in die amerikanische Gesellschaft zu integrieren und sie im Fall von Krisen jüdischer Gemeinschaften weltweit zu mobilisieren. Galt zunächst dem zaristischen Russland das Hauptaugenmerk, geriet nach 1917 der wachsende amerikanische Antisemitismus in das Blickfeld, dann die in Europa hereinbrechende Katastrophe.

Amerikanische Juden, zumeist eingewandert, um der Drangsalierung als Juden zu entkommen, haben stets empfunden, dass die Chancen jüdischer Existenz von der Verfassung ihrer jeweiligen Gesellschaft abhängig ist. Rechstaatlichkeit, Demokratie und Gleichberechtigung für alle waren immer die größte Sicherheit vor einer Diskriminierung als Jude. So verstand sich das American Jewish Committee bald nicht mehr ausschließlich als Organisation zur Vertretung von jüdischen Minderheiteninteressen sondern auch als Organisation zur Verteidigung von Bürgerrechten. Es unterstützte die Katholiken gegen den Ku-Klux-Klan und engagierte sich seit den fünfziger Jahren intensiv in der Bürgerrechtsbewegung für die Interessen schwarzer Amerikaner und anderer Minderheiten.

Dialog und Aufklärung waren von Anfang an zentrale Anliegen des AJC: Fest überzeugt davon, dass Vorurteile und Rassismus in Unkenntnis wurzeln, machte es sich das AJC zur Aufgabe, die amerikanische Gesellschaft über das Judentum und die jüdische Gemeinschaft aufzuklären. Seit Jahrzehnten liegt ein Arbeitsschwerpunkt im interreligiösen und interkulturellen Dialog.

Das AJC hat eigene Forschungskapazitäten, die sich mit dem *Foreign Relations Council* auch um Juden betreffende außenpolitische Fragen kümmert. Es betrachtet sich als Vordenker und Ideengeber, gibt das *American*

Jewish Yearbook und die angesehene Zeitschrift *Commentary* heraus. Seine überwiegend liberalen Mitglieder stammen zumeist aus der oberen Mittel- und Oberschicht. Für sie gilt in besonderem Maße, was für die amerikanisch-jüdische Bevölkerungsgruppe insgesamt gilt: Sie sind keine gesellschaftliche Randgruppe mehr, sie sind „angekommen“ in der amerikanischen Gesellschaft. In den 50er Jahren soll ein früherer Präsident des AJC gesagt haben, die Mitglieder seiner Organisation würden nicht gezählt, sondern gewogen. Heute ist das AJC als größte nationale politische Organisation amerikanischer Juden mit seinen inzwischen rund 150 000 Mitgliedern und Unterstützern zu einem bedeutenden Faktor des politischen Lebens geworden.

Das AJC ist nicht die einzige außenpolitisch aktive amerikanisch-jüdische Organisation. Die internationale Loge B'nai Brith, als älteste amerikanisch-jüdische Organisation 1843 von deutsch-jüdischen Einwanderern gegründet und die ihr 1913 angegliederte Anti-Defamation League bekämpfen Antisemitismus und Rassismus im In- und Ausland und arbeiten seit vielen Jahren ebenfalls mit der Adenauer-Stiftung zusammen. Der von osteuropäischen Juden 1918 gegründete und zionistisch geprägte American Jewish Congress hat im letzten Jahrzehnt an Mitgliedern und an Bedeutung verloren. Der World Jewish Congress wurde 1936 zur Koordinierung der Rettung europäischer Juden geschaffen. Dass er den Deutschen zeitweilig ein Begriff war, hängt mit dem unglücklichen Versuch seines damaligen Präsidenten Edgar Bronfman zusammen, die israelische und die weltweite Öffentlichkeit negativ hinsichtlich der deutschen Wiedervereinigung zu beeinflussen.

Nicht zuletzt der vergangenheitsorientierten Politik des für amerikanisch-jüdische Politik ansonsten wenig bedeutenden World Jewish Congress ist es zu verdanken, dass hierzulande der Eindruck entstand, amerikanisch-jüdische Organisationen wollten das Deutschland-Bild ihrer jüdischen Landsleute in der Geschichte festfrieren. Das entspricht nicht der Politik des AJC. Richtig ist, dass es lange Zeit im organisierten amerikanischen Judentum kein genuines Interesse gab, intensiv über das „neue“ Deutschland zu informieren. Das Thema „Deutschland“ war seit 1933 negativ besetzt, die Beschäftigung mit dem Thema ist für viele amerikanische Juden mit qualvollen Erinnerungen verbunden. Falls sie nicht selbst Überlebende oder Kinder von Überlebenden des Holocaust sind, so ist die Katastrophe doch ein kollektives Trauma: Durch die Ermordung von Millionen von europäischen Juden und die Vernichtung ihrer reichen Kultur auf dem alten Kontinent fühlen sich alle betroffen. Hinzu kommt das Gefühl, versagt zu haben, weil man nicht genug getan habe, um die Tragödie zu verhindern. So stieß die Beschäftigung mit Deutschland ab, sie war begrenzt auf den

Versuch, Versäumtes wieder gutzumachen. Gemeinsam mit anderen Organisationen mahnte das AJC in den Nachkriegsjahren die Verfolgung der Kriegsverbrecher, die Rückgabe jüdischen Eigentums und die Kompensationszahlungen an den jüdischen Staat an. Alle Organisationen beobachteten misstrauisch und kritisch das Aufflackern von nationalsozialistischen und antisemitischen Tendenzen in der Bundesrepublik, so auch das AJC²⁾. Anders als Israel und die Israelis waren die jüdischen Amerikaner darüber hinaus nicht gezwungen, sich mit Deutschland auseinander zusetzen. Die Verweigerung ging hinein bis in banales Alltagsverhalten: Während in Tel Aviv Taxis von Daimler-Benz fahren, hätte sich kein jüdischer Amerikaner einen Mercedes gekauft.

Da das westliche Deutschland jedoch als Partner der USA wieder in die internationale Politik integriert werden sollte, war es in jüdischem wie in allgemeinem amerikanischen Interesse dringend geboten, Demokratie und Toleranz in der Gesellschaft zu verankern. Antisemitismus erschien dem AJC nicht als unheilbare Krankheit; es bot seine bisher praktizierten Mittel – Aufklärung und Bildung – auch für Deutschland an. Trotz Kritik seitens anderer jüdischer Organisationen war das Committee durchaus bereit, eine führende, konstruktive Rolle in den Beziehungen mit Deutschland zu spielen. Das Problem deutsch-jüdischer Beziehungen war in den Augen des AJC nicht allein eine Frage einer demokratischen deutschen Regierung oder materieller Leistungen für jüdische Opfer; sondern es war eine Frage der Vorstellungen in den Köpfen. Das 1952 angeregte Austauschprogramm *Operation candle* kam jedoch zu früh. Weder die deutsche noch die amerikanische Regierung zeigten Interesse. Erst 1959 kam ein Reiseprogramm für deutsche Lehrer zustande. Dies geschah vor dem Hintergrund antisemitischer Ausschreitungen, die zwar, wie man heute weiß, von der DDR initiiert worden waren, für die es aber eine geistige Affinität gab. Das AJC verfolgte diese Initiative aber nicht weiter; sie erlosch bereits 1960.³⁾

Das Austauschprogramm: Die Initialzündung für kontinuierliche Kontakte zwischen Deutschen und amerikanischen Juden

Zwei Jahrzehnte nach diesen ersten Versuchen war es dann so weit: Erstmals hatte eine amerikanisch-jüdische Organisation, das American Jewish Committee, ein Austauschprogramm initiiert. Künftige Nachwuchskräfte, Deutsche und Amerikaner – *future leaders* –, wie es die amerikanischen Partner nannten, sollten in einem vierzehntägigen Seminar das jeweils andere Land, die andere Kultur kennenlernen. Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es, den Austausch tatsächlich zu einer dauerhaften Institution zu

machen – er währt nunmehr ein viertel Jahrhundert! Die Begegnungen konnten in den letzten Jahrzehnten eine herausragende Rolle im deutsch-amerikanisch-jüdischem Dialog spielen. Sie leisten Außerordentliches für die Aussöhnung zwischen Deutschen und jüdischen Amerikanern.

1980 hatte eine Delegation des AJC auf Einladung der Adenauer-Stiftung die Bundesrepublik besucht und damit das Austauschprogramm eröffnet. Die erste amerikanische Delegation dürfte, genau wie die Gruppe von 15 jungen deutschen Akademikern ein Jahr später, mit einer Mischung von Neugier und Erwartung, aber wohl auch Beklommenheit auf ihre Gastgeber gewartet haben. Die deutschen Teilnehmer hatten die Einladung der Adenauer-Stiftung angenommen, an einem Programm des American Jewish Committee in den USA teilzunehmen. Die Geschichte Deutschlands unter dem Nationalsozialismus und den menschenverachtenden Terror des Holocaust kannten wir jungen Leute sehr gut. Etliche von uns waren bereits in Israel gewesen und hatten das Land auf Reisen erkundet, die politische und menschliche Begegnungen ermöglichten, wie sie die Konrad-Adenauer-Stiftung für die von ihr geförderten Stipendiaten organisiert oder wie sie die Bundeszentrale für politische Bildung bietet. Einige hatten Israel auf eigene Faust bereist – aber mit dem amerikanischen Judentum hatte kaum jemand Kontakt gehabt.

Den deutschen Teilnehmern der ersten Jahre ist wohl erst im Vorbereitungsgespräch bei der Adenauer-Stiftung deutlich geworden, dass sich mit den gegenseitigen Besuchen junger Deutscher und jüdischer Amerikaner eine geradezu sensationelle Entwicklung anbahnte. Während es in Deutschland bereits ein Netz von offiziellen und privaten Beziehungen zu Israel gab, existierte so gut wie kein Kontakt zwischen den zahlreichen jüdischen Organisationen in den Vereinigten Staaten und deutschen Nichtregierungsorganisationen. Auch die Kontakte zwischen der Bundesregierung und amerikanisch-jüdischen Verbänden kamen nur sporadisch zustande, meist, wenn es darum ging, historisch belastete Fragen zu erörtern.

Für die politischen Beziehungen zwischen Staaten gelten Regeln der Staatsräson. Sie bewirkten, dass die Bundesrepublik schon Ende der sechziger Jahre nach den USA zum wichtigsten Partner Israels geworden war und auf dieser Basis auch private Begegnungen gediehen. Für die jüdischen Organisationen jenseits des Atlantiks gab es jedoch keinen Grund, sich intensiv mit dem Land auseinander zusetzen, von dem 1933 das Grauen des Holocaust seinen Ausgang genommen hatte. Die wenigen nichtoffiziellen Begegnungen, die sich im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte mit dem AJC, der Anti-Defamation-League, B'nai Brith und anderen Organisationen

sporadisch ergeben hatten, konnten nicht dauerhaft etabliert werden.⁴⁾ Die Eliten beiderseits des Atlantiks blieben sich fremd und verharrten in ihren hergebrachten Vorstellungen vom anderen – vom jüdischen Leben in den Vereinigten Staaten und vom Leben in Deutschland. Das Deutschland-Bild der amerikanisch-jüdischen Bevölkerung war in der Tat mit dem Jahr 1945 eingefroren, während Deutsche den von amerikanischen Juden auch nicht bestrittenen Einfluss auf die Politik ihres Landes und auf die Medienberichterstattung über Deutschland überbewerteten.

Das American Jewish Committee bewies Mut mit der Initiierung eines Austauschprogramms, das die Beziehungen zu Deutschen auf ein qualitativ anderes Niveau führte, denn diese Initiative traf nicht auf die begeisterte Zustimmung anderer jüdischer Organisationen in den USA, die an einer Verständigung mit Deutschland kein Interesse hatten. Intensive und regelmäßige Kontakte des amerikanischen Judentums zu Deutschland lagen nach ihrer Ansicht weder im Interesse Israels noch im Interesse amerikanischer Juden selbst, denn den Kristallisationspunkt jüdischer Identität unter den in der Gesellschaft assimilierten Juden besetzte der Holocaust.

Es war eine glückliche Fügung, dass der damalige Associate Director des American Jewish Committee, William S. Trosten, 1978 in New York auf den deutschen Konsul Wolf Calebow traf. Calebow selbst war auf der Suche nach Gesprächspartnern in amerikanisch-jüdischen Organisationen, um die Sprachlosigkeit zwischen Deutschen und amerikanischen Juden in einen Dialog zu verwandeln. Er traf schließlich nur beim AJC auf offene Ohren.⁵⁾ Trosten, die treibende Kraft beim AJC, kannte die Bundesrepublik Deutschland und er kannte die Zahl der über Frankfurt nach Israel Reisenden, die den Stop-Over nur für eine Fahrt nach Bergen-Belsen oder Dachau nutzten. Er sah, dass gerade in der jüngeren Generation amerikanischer Juden die Vorbehalte gegenüber Deutschland wuchsen. Die Kompensationsleistungen an Israel der um Wiedergutmachung bemühten Bundesrepublik Deutschland und ihr Festhalten an den Vereinbarungen auch in Krisenzeiten, wie der Suezkrise von 1956 und dem Krieg von 1967, hatten ihr beim AJC gewissen Respekt eingebracht. William Trosten wusste, dass die Bundesrepublik Israel während des Sechs-Tage-Kriegs massiv unterstützt hatte; dies gab ihm die nötige Legitimation gegenüber der jüdischen Gemeinschaft.

Trosten und das AJC unter seinem Präsidenten Theodore Ellenoff sahen, wie problematisch sich das rapide verschlechternde deutsch-israelische Klima seit Amtsantritt von Ministerpräsident Begin nicht zuletzt auch für die Unterstützung Israels in Deutschland auswirken konnte. Ferner lenkte die Debatte über die Verjährung nationalsozialistischer Verbrechen 1979

den Blick nach Deutschland. Zudem galt es, der wachsenden wirtschaftlichen und politischen Bedeutung der Bundesrepublik in der Europäischen Gemeinschaft Rechnung zu tragen, zumal die EG sich um eine einheitliche Außenpolitik bemühte. Darüber hinaus lenkte die Ausstrahlung des Films „Holocaust“ in den USA 1978 und in der Bundesrepublik 1979 den Blick auf Deutschland – gerade weil nun die deutsche Bevölkerung, von dem Film emotional angesprochen, über die Judenvernichtung diskutierte, als habe es zuvor weder im Schulunterricht, noch in Büchern oder in Dokumentarsendungen des Fernsehens Informationen über dieses Verbrechen gegeben.

Ein dauerhaft verzerrtes Deutschlandbild und ein Mangel an Gesprächskontakten zum wichtigsten Unterstützer Israels in Europa konnten ebenso wenig im amerikanisch-jüdischen Interesse liegen, wie Unkenntnis und schiefe Vorstellungen über die amerikanisch-jüdische Gemeinschaft in Deutschland, zumal die Bundesrepublik auch als bedeutender NATO-Partner wichtig für die transatlantischen Beziehungen war.

Als ersten Schritt einigten sich Calebow und das AJC darauf, mit Jugendkontakten zu beginnen. Sie schienen besonders geeignet, in der deutschen Nachkriegsgeneration das Wissen über den Holocaust mit der Anschauung lebendiger jüdischer Gemeinden zu verbinden. Das unter jungen jüdischen Amerikanern besonders intensiv ausgeprägte und irrationale anti-deutsche Ressentiment konnte durch die konkrete Berührung mit Deutschland objektiviert werden.⁶⁾ So schlug eine Vorstandsdelegation des AJC Bundeskanzler Helmut Schmidt anlässlich seines Besuchs in den Vereinigten Staaten 1979 vor, ein Austauschprogramm zu initiieren.

Auf die über Bundeskanzler Schmidt vermittelte Anfrage des AJC reagierte zunächst nur die Konrad-Adenauer-Stiftung. Sie fand sich sofort bereit, den Gesprächsfaden aufzunehmen, nicht zuletzt, weil sie sich dabei in der Tradition ihres Namensgebers und ersten Kanzlers der Bundesrepublik, Konrad Adenauer, sah. Adenauer hatte in seiner ersten Regierungserklärung am 20. September 1949 die deutsche Schuld gegenüber Juden angesprochen und am 11. November 1949 in einer Gedenkrede zur sogenannten Reichskristallnacht das Angebot gemacht, jüdischen Opfern und Israel Wiedergutmachung zu leisten. Ihm erschien dies „als eine moralische Angelegenheit von größter Bedeutung“.⁷⁾ Mit entschiedener Härte setzte er die Vereinbarungen mit Israel und der Jewish Claims Conference durch, die einigen Abgeordneten im Bundestag wegen der finanziellen Belastungen für die noch kriegszerstörte Bundesrepublik als zu hoch erschienen. In erster Linie wollte der Staatsmann Adenauer durch materielle Kompensationen und durch Aussöhnung mit den Opfern des Nationalsozialismus den

demokratischen Neubeginn Deutschlands moralisch begründen. Dies spiegelt sich auch in seiner Politik gegenüber allen westlichen Staaten wider. Als Politiker war Adenauer sich zudem bewusst, dass das Bekenntnis zu den Verbrechen des Nationalsozialismus und deren Kompensation die Rückkehr der Bundesrepublik in die internationale Politik erleichtern würde. Zudem schätzte er den Einfluss amerikanischer Juden für die Haltung der USA gegenüber Deutschland als hoch ein.

Die Teilnehmer

Die Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee erarbeiteten nun ein Programm, das sich, mit Modifikationen, bis heute als tragfähig erweist. Nach 1945 geborene junge Deutsche, die künftig vermutlich Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung haben würden, sollten in den USA lebendige jüdische Kultur kennen lernen, jüdische Amerikaner in der Bundesrepublik ein eigenes Bild gewinnen.

Der erste Austausch war noch geprägt vom Wunsch des AJC, möglichst junge Akademiker als Gast zu haben. Die biographische Nähe zur Nazi-Zeit hätte das ohnehin in der amerikanischen jüdischen Gemeinschaft umstrittene Programm desavouiert, auch schienen die jungen Köpfe unvoreingenommener. Die KAS wählte die Teilnehmer aus ihrem Umfeld aus: junge Akademiker, die bereits in Wirtschaft und Politik, in den Universitäten, in den Medien, als Beamte in Bundes- oder Landesministerien ihren Weg machten. Einige, noch Studentinnen oder Studenten, wurden angesprochen, weil die Stiftung von ihnen erwartete, dass sie einen interessanten Karriereweg als Multiplikatoren gehen würden. Nicht wenige Teilnehmer waren während des Studiums durch das Begabtenförderungswerk der Stiftung unterstützt worden.

Mit den Jahren wandelte sich die Zusammensetzung. Bald erkannten die Adenauer-Stiftung und das AJC, dass nach 1945 geborene, aber bereits etablierte Meinungsführer – Journalisten, Hochschullehrer, Lehrer, nicht zuletzt Ministerialbeamte und Parlamentarier aus Bund und Ländern in jüngeren bzw. mittleren Jahren, nun also *young leaders*, – die interessantere Klientel war. Die Teilnehmer wurden daher im Durchschnitt älter, die Zahl der Studierenden geringer. Dafür kamen die Deutschen nun zunehmend aus politischen Schaltstellen und hohen Multiplikatorenfunktionen: aus dem Bundeskanzleramt und den Staatskanzleien der Länder, aus dem Bundestag und den Landesparlamenten, selbstverständlich auch aus der Bundesgeschäftsstelle der CDU oder anderen Funktionsstellen der Union sowie aus den einschlägigen Abteilungen der Konrad-Adenauer-Stiftung selbst. Kommunalpolitiker, die zunehmend mit dem Zuzug von Juden aus Russland bzw. allgemein mit Fragen der Immigration befasst wa-

ren, gewannen Erkenntnisse in den multi-ethnischen Kommunen der USA. Mitarbeiter katholischer, evangelischer bzw. jüdischer Institutionen erhielten ebenfalls Einladungen und trugen so zum interkonfessionellen Dialog in besonderem Maße bei. Nach wie vor fanden sich auch in den neunziger Jahren stets Journalisten, Lehrer und Hochschullehrer in den Gruppen, ebenso wie Vertreter aus Wirtschaft und Kultur.

Nach dem Fall der Mauer ergingen sofort Einladungen an Teilnehmer aus den neuen Bundesländern. Der Konrad-Adenauer-Stiftung wie dem AJC lag daran, der neuen ostdeutschen Führungselite möglichst schnell eigene Eindrücke zu verschaffen. Die DDR hatte einen spezifischen anti-zionistischen „Antifaschismus“ gepflegt, der aber doch antisemitisch eingefärbte Vorstellungen von der Macht des Judentums, speziell in den „imperialistischen“ USA, hegte und zugleich jegliche historische Verantwortung aus der Vergangenheit ablehnte.⁸⁾ So waren die Ostdeutschen für die amerikanischen Partner besonders interessante Gesprächspartner, denn der Aufbruch aus der ideologisch geschlossenen Welt der DDR in die weltoffene Demokratie, die Probleme der Transformation, vor allem aber das verzerrte Amerika- und Israelbild der DDR konnten nun mit den ehemaligen Bürgern der DDR diskutiert werden.

Das Spektrum derjenigen, die im Laufe der vergangenen zwanzig Jahre Gelegenheit hatten, aus eigener Anschauung jüdisches Leben in den USA zu erfahren, war also außerordentlich breit; es umfasste so gut wie alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und alle Ebenen der Politik in der Bundesrepublik. Regionale Spezifika in Deutschland und Erfahrungen aus unterschiedlichsten Berufen konnten so in das Programm einfließen. Eines war aber allen USA-Reisenden gemeinsam: nach ihrer Rückkehr würden sie als Multiplikatoren das erworbene Wissen weitergeben können.

Auch das AJC lud in den USA die mittlere Generation zur Reise ein: Unternehmer, Juristen und in Kommunikation und Medienschafende sowie Wissenschaftler. Es sind vor allem die Mitglieder des AJC und fest angestellte, zumeist aber ehrenamtliche Mitarbeiter des AJC, die in der Zentrale in New York oder in den lokalen Organisationen eine entscheidende Rolle spielen. Sie kommen aus den 33 Chapters des Committee, die es in den bedeutenden Bundesstaaten gibt. Als Meinungsführer und auch als Sponsoren der Programme des AJC sollen sie einen Eindruck von der deutschen Entwicklung seit 1945 erhalten. Da das Committee überall dort Regionalbüros unterhält, wo in den USA Juden in größerer Zahl leben, erreicht es auch durch die breite regionale Streuung seiner Teilnehmer, dass sich die in Deutschland gewonnenen Eindrücke in den jüdischen Gemeinden verbreiten. Bei Begegnungen registriert man erstaunt, wie bekannt die Arbeit der Konrad-

Adenauer-Stiftung und insbesondere ihr Deutschlandprogramm in amerikanisch-jüdischen Kreisen heute ist – ein Ergebnis der zahlreichen Kontakte und der Erfahrungsberichte über die Reisen.

In den ersten Jahren war eine gewisse Diskrepanz zwischen den Gruppen erkennbar: Die Deutschen waren im Durchschnitt jünger, die Amerikaner im Berufsleben bereits arrivierter. Dies hat auch mit der Finanzierung des Austausches auf amerikanischer Seite zu tun: Das AJC ist für alle seine Programme ausschließlich auf Sponsoren, bzw. Selbstzahler angewiesen. Ebenso wesentlich für die Entscheidung, nicht die ganz Jungen einzuladen, dürfte aber auch das feedback angesehener langjähriger Mitglieder des AJC gewesen sein. Denn das AJC setzte sich zunächst mit seinem Deutschlandprogramm erheblicher Kritik bei anderen amerikanisch-jüdischen Organisationen und auch bei seinen Mitgliedern aus. So war es für die Legitimierung der Kosten durchaus hilfreich, wenn erfahrene Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, dem Rechtswesen oder aus sozialen Institutionen über ihre Erfahrungen in Deutschland berichten konnten.

Nicht nur die Zusammensetzung der Teilnehmer, auch die Struktur der Besuchsprogramme änderte sich im Laufe von zwei Jahrzehnten. 1981 machten zwei Gruppen von je 15 Personen erste Erfahrungen auf dem sensiblen Gebiet deutsch-jüdischen Dialogs. Bald wuchsen die Gruppen auf zwanzig Teilnehmer an, seit 1989 sind es nur noch 10–12 Teilnehmer auf jeder Seite. Die Zahl der Reisetage wurde von vierzehn Tagen schließlich auf eine Woche reduziert. Dies hatte seine Ursache nicht nur in der Kostenfrage, sondern entsprang auch der Erkenntnis, dass es in den Beruf Integrierten schwerer fällt, sich so lange frei zu machen.

Das deutsche Programm: Ein demokratisches Deutschland, das seine Vergangenheit nicht vergisst

Das von der KAS zusammengestellte deutsche Programm möchte ein facettenreiches Bild der Bundesrepublik und ihrer Gesellschaft vermitteln, die sich selbstbewusst und selbstkritisch mit ihren Erfolgen und Defiziten auseinandersetzt. Intention der Konrad-Adenauer-Stiftung ist es, ihren Gästen über Gespräche mit Entscheidungsträgern und über private Einladungen das demokratische Nachkriegsdeutschland zu vermitteln, neues und seit einiger Zeit wieder dynamisch aufblühendes jüdisches Leben zu zeigen und aktuelle Herausforderungen, sei es die Integration von Ausländern, sei es die Bekämpfung rechtsradikaler und extremistischer Tendenzen, zu erörtern. Ein Anliegen der deutschen Gastgeber ist es, die regionale Vielfalt des Landes zu demonstrieren. Für die amerikanischen Gäste stehen Bonn und immer Berlin sowie Frankfurt am Main und eine weitere, oft

ostdeutsche Stadt, z.B. Erfurt oder Dresden auf dem Programm. Feste Programmbestandteile sind der Kontakt mit jüdischen Institutionen und jüdischen Gemeinden, die seit dem Ende des Ost-West-Konflikts rasch wachsen, der Besuch eines Konzentrationslagers und anderer Gedenkstätten, wie dem Haus der Wannsee-Konferenz in Berlin. In Frankfurt gehört ein Gespräch mit dem Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland zur Tradition. Berlin, die Landeshauptstadt und Bonn bieten den Gäste die Chance, mit hochrangigen Gesprächspartnern aus der Politik zusammen zu treffen: Im Bundeskanzleramt, im Bundespräsidialamt, im Bundestag sowie in Ministerien. Die Ministerpräsidenten Bernhard Vogel und Roland Koch empfingen die Delegationen zum Gespräch. Zumeist stehen auf dem Programm ein Besuch im Auswärtigen Amt, in dem die deutsch-israelischen Beziehungen immer ein Gesprächsthema bilden, sowie Gespräche im Verteidigungsministerium, in denen die neuen Aufgaben und die – positiv bewerteten – Einsätze der Bundeswehr sechs Jahrzehnte nach dem Ende des 2. Weltkriegs im Mittelpunkt des Gedankenaustausches stehen. Kontakte mit Offizieren der Bundeswehr gelten als besonders interessant, da sie die deutsche Demokratie von einer Seite beleuchten, die aufgrund unserer Vergangenheit besondere Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Das Gespräch mit den Botschaftern der Vereinigten Staaten und Israels gehört ebenso zu den festen Programmpunkten, wie der Kontakt mit hochrangigen Vertretern der CDU aus dem Parlament bzw. der Parteiführung. In Berlin ist zudem die jüngere deutsche Geschichte mit ihren Gedenkstätten an die Tyrannei und das Morden während des Nationalsozialismus ein wichtiger Bestandteil der Besichtigungen, denn die Erinnerung an den Holocaust ist ein selbstverständliches Anliegen der Gäste.

In den achtziger Jahren war es ein vorrangiges deutsches Interesse, über die Situation des geteilten Landes zu informieren. Die Teilung konnte gerade in Berlin hautnah erfahren werden; seit der Einheit 1990 geht es nunmehr um die Bewältigung der Vergangenheit und das Zusammenwachsen der so lange getrennten Landesteile. Mehrfach hat Joachim Gauck, der Beauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR, die Gruppen zum Gespräch eingeladen. Die Gäste erfuhren hier über die Strukturen und Unterdrückungsmechanismen der zweiten Diktatur in Deutschland und ihre Folgen für die Bürger- und Menschenrechte.

Das amerikanische Programm: Vielfalt in der Einheit, aber kein *melting pot*

In vielerlei Hinsicht ist das Programm für die deutschen Gäste ein Spiegelbild des Seminars in Deutschland: Die deutsche und israelische Botschaft

stehen auf dem Programm und selbstverständlich die Auseinandersetzung mit der tragischen deutschen und jüdischen Geschichte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Der Besuch im Holocaust Memorial Museum und Gespräche mit der Museumsleitung und zahlreichen anderen Persönlichkeiten etwa über *holocaust education* bieten dazu die Gelegenheit.

Die Deutschen besuchen stets New York, die Stadt, in deren Umfeld mehr als die Hälfte der amerikanischen Juden leben und das AJC seinen Sitz hat; sie besuchen Washington sowie eine weitere Stadt, in der eine größere jüdische Gemeinde lebt und die den Gastgebern geeignet erscheint, den einen oder anderen Programmpunkt besonders zu veranschaulichen: San Francisco, Los Angeles, Boston, Philadelphia, Cleveland, Miami ..., die Liste ist lang. Die Essenz des amerikanischen Programms brachte Rabbi Andrew Baker, Director for European Affairs des AJC, auf den Punkt: „Wir wollten den deutschen Gästen hier in Amerika zeigen, wie sich die jüdische Gemeinde in Deutschland hätte entwickeln können, wenn es den Holocaust nicht gegeben hätte.“

Die Gruppen treffen Arrivierte, wohlhabende jüdische Amerikaner, die als Unternehmer, Juristen, Politiker, Filmregisseure, Philanthropen und Mäzene ihren Beitrag für die amerikanische Gesellschaft leisten, aber auch arme Juden, die von jüdischen Sozialeinrichtungen betreut werden müssen und traditionell lebende orthodoxe Juden aus dem New Yorker Stadtteil Brooklyn. Die Deutschen lernen jüdische Gemeinden und die von ihnen oder von jüdischen Organisationen getragene Sozialarbeit karitativer Organisationen kennen. Sie besuchen privat finanzierte Bildungseinrichtungen und renommierte jüdische Hochschulen, wie die Brandeis University oder das Hebrew Union College. Sie diskutieren mit ihren jüdischen Partnern Fragen jüdischer Immigration und die Folgen der Assimilierung für das Judentum. Die Teilnahme an einem Gottesdienst in einer Synagoge ist ebenfalls regelmäßig Teil des Programms.

Einige der ersten Begegnungen in den achtziger Jahren waren besonders schmerzhaft und bewegend: Das Treffen mit emigrierten alten Juden, die dem Morden entkommen konnten und sich nun nach den Städten ihrer Kindheit und Jugend erkundigten. Oder der erste Versuch eines Dialogs mit Kindern von Überlebenden, die, traumatisiert durch die Erlebnisse ihrer Eltern, von denen auch ihr Leben geprägt war, nun erstmals mit realen Deutschen konfrontiert waren.

Ziel war es stets, Einblicke nicht nur in die verschiedenen jüdischen Lebensweisen, sondern in die gesamte kulturelle und soziale Vielfalt der USA zu vermitteln. Spannend sind dabei stets Vergleiche über die sehr unterschiedliche Rolle von Staat und Kirchen auf beiden Seiten des Atlantiks.

Das Programm des AJC könnte etwa so umschrieben werden: Das Bild der USA eben nicht als *melting pot*, sondern in den unterschiedlichen Facetten ethnischen Zusammenlebens unter Beibehaltung der Kulturen und Religionen. Zum Programm gehört daher stets auch das Zusammentreffen mit anderen ethnischen Gruppen in den USA, die Information über ihre Rolle und Bedeutung in der amerikanischen Gesellschaft und ihre Probleme. Das Programm ist somit auch ein Spiegel der zunehmenden Ethnisierung der amerikanischen Innen- aber auch Außenpolitik.

Die Deutschen finden ferner Gelegenheit zum Austausch mit amerikanischen Politikern über aktuelle Probleme der Außenpolitik der USA und der transatlantischen Beziehungen. Von amerikanischer Seite werden zumeist Themen angesprochen, die jüdische Interessen direkt oder indirekt betreffen: Die amerikanische Politik gegenüber dem Nahen Osten, Fragen des Umgangs mit Minderheiten, zu Ursprüngen rechtsradikaler Tendenzen sowie Fragen zur deutschen Außenpolitik gegenüber Staaten, die den Terrorismus gegen Israel fördern. Seit dem Anschlag auf die World Trade Towers ist Bekämpfung des internationalen Terrors auch im Dialog der Austauschpartner zu einem Thema geworden. Nicht zuletzt machen die deutschen Gäste in Gesprächen mit der AIPAC (American-Israeli Public Affairs Committee) die Erfahrung selbstbewusster jüdischer Interessenvertretung für Israel.

Die Besuche auf beiden Seiten des Atlantiks sind zukunftsorientiert. Sie stellen sich den Fragen deutsch-jüdischen Zusammenlebens, der Zukunft jüdischer Gemeinden in Deutschland und den USA und allgemein des gesellschaftlichen Umgangs mit Minderheiten in einer Zeit, deren Merkmal die Immigration ist – in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland. Gleichzeitig sind die Begegnungen vergangenheitsbewusst. Die jüdischen Amerikaner gedenken in Deutschland des Untergangs jüdischer Kultur auf europäischem Boden – die Deutschen in Amerika des von Deutschland verübten Mordes an Millionen Juden.

Beide Seiten lernen viel. Anfänglich war Deutschen wie Amerikanern Beklommenheit anzumerken, inzwischen ist das Wissen übereinander bereits vor Antritt der Reise breiter. Während manche Deutschen erstmalig Kontakt mit Juden hatten, erfuhren etliche Amerikaner zum ersten Mal, dass nicht nur das Dritte Reich, sondern auch der Massenmord an Juden regulärer Bestandteil deutschen Schulunterrichts ist. Die Vielfalt und die Breite des Spektrums amerikanisch-jüdischer Kultur erstaunte die Deutschen, die amerikanischen Gäste in Deutschland wiederum erlebten Liberalität und kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Manche Klischees konnten revidiert werden – auf beiden Seiten.

Netzwerke für die Zukunft

Rund 600 Personen haben an den Reisen in die jeweils fremde Welt teilgenommen, Menschen mit Funktionen, in denen sie ihr Wissen und ihre Erfahrung weitergeben. Jüdische Zeitungen und lokale Blätter in beiden Ländern nutzen die Gelegenheit, eine breitere Öffentlichkeit über das Programm und seine Wirkung zu informieren.

Begegnungen, Austausch von Meinungen, Überprüfung von Klischees, Gespräche über gemeinsam Interessierendes – dies sind die Elemente, welche die Reisen wertvoll machen.

Ein wahrscheinlich von allen so empfundener besonderer Aspekt jeden Austausches sind die informellen *home hospitalities*, also private Einladungen am Abend nach den Vorträgen. Oftmals sind es „Ehemalige“, die diese Abendeinladungen ausrichten. Sie ermöglichen zusätzliche Kontakte – mit Freunden oder Kollegen der Gastgeber. Es zeigt sich nicht nur, dass die vertieften Dialoge im kleinen Kreis und in privater Umgebung sich als fruchtbar erweisen und zugleich tiefere Einblicke in die Lebensumstände ermöglichen, sondern dass sie oft der Beginn von dauerhaften Kontakten und auch freundschaftlichen Beziehungen sind. So bilden sich Netzwerke, die nicht nur dauerhaft weiterbestehen, sondern auch weiterwachsen. Die Netze bilden sich auch im jeweiligen Land selbst. Da an dem deutschen Programm auch jüdische Deutsche teilnehmen, dient es nicht nur der transatlantischen Begegnung, sondern auch dem interkulturellen, interreligiösen und interinstitutionellen Dialog zwischen deutschen und amerikanischen Juden und Deutschen sowie dem Aufbau von Beziehungen zwischen ihren jeweiligen Institutionen.

Viele Ehemalige in beiden Ländern bleiben beruflich in Kontakt. Theodore Ellenoff und William Trosten, die Väter der Kooperation auf amerikanischer Seite, förderten bis zu ihrem Tod mit dem von ihnen nach ihrem Ausscheiden aus dem AJC gegründeten das Armonk-Institute die gegenseitige Verständigung durch ein Ausbildungsprogramm für amerikanische Lehrer in Deutschland. Neue Kontakte entstehen, die über bereits vorhandene Beziehungen geknüpft werden. So arbeitet Alan Mittleman, ehemaliger Mitarbeiter des AJC und einer der frühen Teilnehmer am Programm, in anderen Zusammenhängen mit der Adenauer-Stiftung zusammen. Es wächst bereits ein zweite Generation heran: Vereinzelt sind es schon die Kinder der Ehemaligen, die als Gäste oder Praktikanten in den Familien amerikanischer Juden bzw. von Deutschen unterkommen. Eugene DuBow, eine der tragenden Säulen der Kontakte zu Deutschland im AJC, übernahm einen Lehrauftrag an der Universität Bayreuth und hielt Vorträge an der Technischen Universität Chemnitz, eingeladen von heute nicht mehr ganz so jun-

gen *future leaders* des Austausches. Dies sind nur wenige Beispiele für das Weiterwirken der Initialzündung in den Seminaren.

Der Austausch: Nicht alles – aber Schwerpunkt und Katalysator

Die mit dem Austauschprogramm erfolgreich begonnene Zusammenarbeit ließ in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten eine Vielzahl gemeinsamer Initiativen und Aktivitäten gedeihen. Das American Jewish Committee und die Konrad-Adenauer-Stiftung finanzierten nach 1987 gemeinsam die *Alois-Mertes-Memorial-Lectures*. Sie ehrten mit der Benennung der Vortragsreihe nach Alois Mertes, dem früh verstorbenen Parlamentarier der CDU, eine Persönlichkeit, die sich für die Versöhnung zwischen Deutschen und Juden in besonderem Maße eingesetzt hatte. Die in unregelmäßigen Abständen stattfindenden Vorlesungen geben Deutschen und Amerikanern die Gelegenheit, vor einem größeren Publikum in Deutschland bzw. Amerika Gedanken zu den deutsch-jüdischen Beziehungen oder zu transatlantischen Fragen zu entwickeln.

Das American Jewish Committee hat immer wieder hochrangige deutsche Politiker eingeladen, auf den Jahrestagungen des AJC zu sprechen und der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft ihre Auffassungen zu vermitteln. Neben anderen nutzten Richard von Weizsäcker, Hans-Dietrich Genscher und Klaus Kinkel die Gelegenheit, ihre Ansichten vorzutragen. Einige der Jahrestagungen des AJC fanden auch in Deutschland statt – für die Führungsgremien der Organisation eine Gelegenheit, sich mit Deutschland auseinanderzusetzen.

In den 33 Chapters des AJC ist die Konrad-Adenauer-Stiftung zu einem Begriff geworden, wie das AJC einen besonderen Bekanntheitsgrad und Status in Deutschland erlangte.

Vor allem aber beendete die Kooperation zwischen dem American Jewish Committee und der Konrad-Adenauer-Stiftung die Sprachlosigkeit zwischen Deutschen und jüdischen Amerikanern, denn das AJC wurde zum Vorreiter für den Dialog und die Aussöhnung mit Deutschland. Im Laufe der Jahre folgten eine Reihe von deutschen Stiftungen und Organisationen dem Vorbild der KAS und begannen ebenfalls eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem AJC. Ursprünglich misstrauische Konkurrenten des American Jewish Committees in den USA folgten inzwischen dem Vorreiter und knüpften Kontakte zur Konrad-Adenauer-Stiftung sowie zu anderen deutschen Institutionen und Organisationen. In der Intensität und Qualität des Dialogs mit der Bundesrepublik ist das AJC führend; es profitiert von seinem langjährigen Engagement in Deutschland, denn seine im Vergleich zu anderen Organisationen engen Beziehungen ermöglichen ihm ein besseres Urteil über die deutsche Politik und die Entwicklung des Landes.

Ausgehend von der Erfahrung aus der Zusammenarbeit mit der Konrad-Adenauer-Stiftung pflegt das American Jewish Committee nun einen lebendigen Austausch mit Deutschen in wichtigen Funktionen: Mehr als drei Delegationen des AJC kommen durchschnittlich im Jahr in die Bundesrepublik. Hinzu kommt ein reger informeller Gesprächskontakt mit Politikern aus allen Parteien, mit Stiftungen, Wissenschaftlern und Journalisten. Die Atlantik-Brücke in Bonn ist mit Konferenzen und dem Austausch von Politikern, Wissenschaftlern und Künstlern beteiligt. Seit vielen Jahren werden Jugendoffiziere der Bundeswehr zu Seminaren in den USA eingeladen; der Kontakt zur Bundeswehr ist im letzten Jahrzehnt intensiv geworden.

Anfang Juli 1997 eröffnete das American Jewish Committee als erste amerikanische jüdische Organisation ein Büro in Berlin. Das *Lawrence and Lee Ramer Center for German Jewish Relations* wurde im Februar 1998 mit dem Jahrestreffen seines Beirats eröffnet: Ein Symbol für das in zwanzig Jahren gewachsene Interesse an Deutschland! Es erstaunt nicht, dass der Personenkreis, der die Etablierung eines Büros in Berlin förderte und trägt, identisch ist mit den Persönlichkeiten, die sehr bald am Austauschprogramm mitgewirkt haben: Lawrence Ramer trägt mit seiner Frau Lee die finanziellen Hauptlasten des nach ihnen benannten *Center for German-Jewish Relations*. Sein Bruder, Bruce Ramer, der das Programm von Anfang an begleitete, war lange Präsident des American Jewish Committee und fördert das Engagement seiner Organisation in Deutschland. Eugene DuBow, auch er seit Anbeginn mit dem Austauschprogramm verbunden, leitete das Berlin Office in der Startphase mit großem Erfolg. Seine Nachfolgerin, Deidre Berger, hat im letzten halben Jahrzehnt die Kooperation mit der Adenauer-Stiftung mit großem Engagement fortgesetzt.

Aber auch zwischen dem vor einigen Jahren eröffneten Büro des AJC in Brüssel und dem Brüsseler Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung gibt es eine enge Zusammenarbeit auf der politisch immer bedeutenderen europäischen Ebene – die Bandbreite gemeinsamer Interessen ist groß.

Das AJC machte seine Entscheidung im März 1997 im Rahmen einer Tagung über „Die jüdische Dimension in den deutsch-amerikanischen Beziehungen – Wahrnehmungen und Realitäten“ öffentlich bekannt. Das ‚Willkommen in Deutschland‘ der teilnehmenden deutschen Wissenschaftler und Journalisten war herzlich – dennoch stand unausgesprochen die Frage im Raum: Was mögen die Interessen der amerikanischen Juden sein, dass sie eine Repräsentation in Deutschland finanzieren? Warum eröffnet eine amerikanische-jüdische Interessensorganisation ihr einziges europäisches Büro gerade in Deutschland, in der alt-neuen Hauptstadt Berlin?

Hält man die deutsche Demokratie – nach fast 50 Jahren – noch immer für so gefährdet, dass man meint, als Wachhund vor Ort sein zu müssen?

Eugene DuBows Antwort auf die Frage nach den Aufgaben des Ramer Center schlug den Bogen zwischen den Ursprüngen der Kooperation und ihren künftigen Zielen: „Wir wollen Nichtjuden über das Judentum informieren, den Dialog vertiefen und stärken, unsere bereits bestehenden Austauschprogramme mit der Konrad-Adenauer-Stiftung fortsetzen und die Zusammenarbeit mit Regierungsvertretern vertiefen“. Inzwischen ist das AJC-Büro zu einem bedeutenden Brückenpfeiler im transatlantischen Dialog geworden, der nicht nur mit der Konrad-Adenauer-Stiftung kooperiert. Sein Blick richtet sich nicht nur auf die politische Landschaft in Deutschland sondern auch auf die jüdischen Gemeinden in Deutschland und Mitteleuropa.

Nicht hoch genug zu schätzen ist jedoch der *spill-over-Effekt*, den das Austausch-Programm entwickelte. Adenauer-Stiftung und American Jewish Committee organisieren gemeinsam und mit Dritten Tagungen, die Wissenschaftler, Publizisten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammenbringen. Nicht die deutsche Vergangenheit war Thema der Konferenzen, wie 1996 in Washington, als die Außenpolitik auf der Tagesordnung stand, 1997 in Frankfurt, wo es um Fragen der Immigration und der Staatsbürgerschaft ging, und 1998 in Los Angeles, zum Thema Politik, Medien und Erinnerung. Beide Stiftungen erreichen damit einen weiten Kreis renommierter Wissenschaftler, Publizisten, Politiker und Verbandsvertreter.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee arbeiten heute in vielen Bereichen von gemeinsamem Interesse zusammen: In einer trilateralen Konferenz diskutierten im Jahr 2003 beide zusammen mit israelischen Partnern über den Frieden im Nahen Osten; die Konferenz soll fortgesetzt werden. Gemeinsam mit dem AJC und anderen jüdischen Organisationen veranstaltete die Adenauer-Stiftung 2004 eine Konferenz der Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) am Vorabend der Berliner OSZE-Konferenz über Antisemitismus in Europa. Der vor 25 Jahren begonnene Dialog trägt also vielfältige Früchte der Kooperation!

Die Zusammenarbeit: Getragen von persönlichem Engagement

Menschen, nicht Institutionen machen Politik. Dies gilt auch für die Beziehungen zwischen dem AJC und der KAS. Ohne das Engagement der Einzelnen auf beiden Seiten wäre das Programm nicht aus den Startlöchern gekommen, ohne ihre beharrliche Unterstützung hätte es nicht gedeihen können.

Associate Director William Trosten und Präsident Theodore Ellenoff fanden auf deutscher Seite in dem Vorsitzenden der Adenauer-Stiftung, Bruno Heck, einen Partner, der bereit war, die Initiative aufzunehmen und weiterzutragen. Seine Nachfolger, Bernhard Vogel und Günter Rinsche und seit 2001 erneut Bernhard Vogel, übernahmen mit dem gleichen Engagement das Konzept und entwickelten es weiter, unterstützt von ihren Generalsekretären Gerd Languth und Ottfried Hennig. Dem derzeitigen Generalsekretär Wilhelm Staudacher lag das deutsch-jüdische Verhältnis schon als Chef des Bundespräsidialamtes am Herzen, wo er bereits intensive Beziehungen zum AJC unterhielt, die er nun weiterpflegt. David Harris, Executive Director des AJC, hat das Programm von Anfang an begleitet; er förderte das Berliner Büro und intensivierte den Dialog. So hat das Committee mit David Harris heute eine Führungsspitze, die Deutschland aus vielen Begegnungen kennt und sich mit Engagement für den Ausbau der Beziehungen einsetzt. Ihnen ist der Wert der persönlichen Begegnungen bewusst. David Harris vermittelte während eines mehrwöchigen Deutschlandaufenthalts deutschen Schulklassen einen Eindruck vom Leben der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft in den USA.

Ein so dauerhaftes und vielfältiges Programm lebt nicht von der Führungsspitze allein. Die Repräsentanten der Konrad-Adenauer-Stiftung in Washington, Wolfgang Pordzik und Gerhard Wahlers, sowie Rabbi Andrew Baker sorgten in den USA dafür, dass auch in schwierigeren Situationen und nach kontroversen Debatten der Gesprächsfaden nicht abbricht. Mehr als zwanzig Jahre leitete Josef Thesing, das Programm für die amerikanischen Gäste, während der unermüdete Eugene DuBow sich des amerikanischen Teils annahm. DuBow, der in seiner ruhigen Art mit Geduld die dicken Bretter der deutsch-amerikanisch-jüdischen Verständigung bohrte, wurde dafür 1997 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Seither wurden auch die großen Verdienste von David Harris, den Brüdern Bruce und Lawrence Ramer sowie weiterer engagierter Mitarbeiter wie Rabbi Andrew Baker, Dottie Bennet und Ruth Block mit der Ehrung durch das Bundesverdienstkreuz anerkannt.

Nach einem erfolgreichen Vierteljahrhundert: Neue Aufgaben im 21. Jahrhundert

Was hat es gebracht, eine Generation lang eng zu kooperieren? Warum sollten sich die Konrad-Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee weiter engagieren? Wie soll es weitergehen?

Die Begegnungen von Menschen und ihr Austausch von Gedanken, der die Vergangenheit selbstverständlich reflektieren muss, weist in eine von Dialog und größerem gegenseitigen Verständnis getragene Zukunft. Das Seminarprogramm hat für eine große Zahl von Menschen auf beiden Seiten eine Revision ihrer Wahrnehmungen bewirkt. Deutsche, für die jüdische Kultur zumeist eine tote Kultur ist, sofern sie nicht zu den noch wenigen Deutschen gehören, die Kontakt mit jüdischen Mitbürgern haben oder in Israel waren, gewannen Einblicke in das reiche kulturelle jüdische Erbe, in die Religion, in die so unterschiedlichen jüdischen Lebensformen. Ihr wacher Blick auf die Wiedererstehenden jüdischen Gemeinden in Deutschland ist nun von den Erfahrungen in den Vereinigten Staaten geprägt.

Jüdische Amerikaner gewinnen eine neue Wahrnehmung von Deutschland. Sie erleben eine selbstkritische Demokratie und selbstbewusste, engagierte Demokraten. Ihre Reiseberichte zeigen eindringlich den Wandel von historisch gewachsenen Vorstellungswelten, die das Bild von Deutschland lange geprägt hatten. Neben den vielfältigen Kontakten im Rahmen des Reiseprogramms ergeben sich zufällige Erfahrungen, die manches festgefügte Bild revidieren. Der persönliche Kontakt über die Austauschprogramme ist ein exzellentes Instrument, die in der Geschichte festgefrorenen Bilder auf beiden Seiten des Atlantiks zu überprüfen und zu revidieren.

Viele Initiativen und Aspekte der gemeinsamen Aktivitäten waren von Idealismus geprägt. So ist es zum Teil heute noch, zum Teil sind die Beziehungen heute professioneller, weniger emotional, aber dennoch herzlich. Beide Partner verbinden mit ihrem Engagement handfeste Interessen.

Dem AJC gelang es, in den deutsch-amerikanischen Beziehungen eine herausragende Position zu erringen, sobald jüdische Aspekte berührt werden. Es konnte im Laufe von bald zwei Jahrzehnten hervorragende Kontakte zu deutschen Politikern in der Regierung und der Opposition auf allen Ebenen gewinnen. Der Zugang zum Kanzleramt, zum Auswärtigen Amt, zu Ministerpräsidenten und Landesministerien war unter der Regierung Kohl durch die Vermittlung der Konrad-Adenauer-Stiftung in wichtigen Fragen leicht zu erreichen. Michael Mertes im Bundeskanzleramt und Wilhelm Staudacher, Chef des Bundespräsidialamtes, kannten den hohen Wert der institutionalisierten Beziehungen zwischen dem American Jewish Committee und der Konrad-Adenauer-Stiftung. Die Führung des AJC konnte daher mit Kanzler Kohl und den Bundespräsidenten v. Weizsäcker und Herzog direkt Probleme ansprechen. Der regelmäßige Kontakt zwischen der Adenauer-Stiftung, Politikern und Vertretern des AJC hat persönliche Beziehungen etabliert, die Verständnis für gegenseitige Perzeptionen und

Zwänge geschaffen haben, die in kritischen Fragen auch helfen können, Eskalationen zu vermeiden.

Der Vorteil ist gleichmäßig verteilt. Die Konrad-Adenauer-Stiftung als Vorreiter auf deutscher Seite erreichte, dass das AJC Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik angemessener beurteilt, da sie nicht mehr reflexartig durch vergangenheitsgetönte Brillen wahrgenommen werden. Dies ist wichtig, weil das AJC als nunmehr größte jüdische Organisation auf die Einschätzung Deutschlands in der amerikanisch-jüdischen Gemeinde einwirken kann. Das Committee bezieht sein Gewicht aus seinen guten Beziehungen zur amerikanischen Administration und zum Kongress und aus seinen intensiven Kontakten zu Israel – beides für Deutschland wichtige Partner. Deutsche Diplomaten in Washington sehen das AJC als die wichtigste transnational agierende Organisation im deutsch-amerikanischen Verhältnis an. Es pflegt gute Kontakte zu höchsten politischen Stellen in den USA und kann dort einen Kontrapunkt zu anderen amerikanisch-jüdischen Stimmen bilden. So wirkt es sich für die deutsch-amerikanischen Beziehungen positiv aus, wenn das AJC als eine gewichtige jüdische Stimme in den Vereinigten Staaten der amerikanischen Regierung in kritischen Situationen ein nüchternes realitätsbezogenes Urteil vermittelt. An einigen Beispielen mag dies verdeutlicht werden.

Das umstrittene Versöhnungstreffen von Präsident Reagan und Bundeskanzler Kohl auf dem Soldatenfriedhof von Bitburg im Jahr 1985 stieß zwar auf deutliche Kritik des AJC. Weit gemäßigter als andere amerikanisch-jüdische Äußerungen unterstellte das Committee jedoch nicht sogleich die Leugnung nationalsozialistischer Verbrechen. Insbesondere aber die Reaktion auf den Fall der Berliner Mauer zeigte, was Jahre des Dialogs gebracht hatten: Während der World Jewish Congress in Zusammenarbeit mit der SED bzw. PDS 1989/90 versuchte, in den USA und Israel Widerstand gegen die deutsche Einheit zu mobilisieren, sah das AJC keinen Grund, der Wiederherstellung der Einheit mit Skepsis zu begegnen. Im Gegenteil, sein am 17. Mai 1990 von der Jahresversammlung akzeptiertes ‚Statement zur deutschen Einheit‘ erklärte: „Demokratie und menschliche Würde sind die Gewinner, Angst, Repression und wirtschaftliche Staatsallmacht die Verlierer“. Den in der jüdischen Gemeinschaft 1989/90 geäußerten Sorgen über ein Wiederaufleben deutschen Nationalismus, erneuter Aggression und eines Verdrängens der nationalsozialistischen Verbrechen hielt das AJC die Bundesrepublik mit ihren vier Jahrzehnten der Demokratie und der Zusammenarbeit in internationalen Organisationen entgegen, ihre Kompensationspolitik und ihre engen Beziehungen zu Israel. In der Übertragung von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit auf Ostdeutschland sah das AJC nur

Vorteile – nicht nur das Ende der Unterstützung für nahöstliche Terrorgruppen und des sehr einseitigen „Antifaschismus“ in der DDR. Erwartungsgemäß mahnte das AJC als Vertreter jüdischer Interessen die von der DDR verweigerte ‚Wiedergutmachung‘ für Juden für ihre Verluste und Leiden zwischen 1933 und 1945 an. Die entscheidenden Forderungen an das „neue“ Deutschland: Verständnis und Sensitivität für die Belange von Juden, insbesondere das Gedenken des Holocaust, weiterhin gute Beziehungen zu Israel, Schutz der Menschenrechte, Verbleib in der NATO, Verzicht auf ABC-Waffen und den Export entsprechender Technologie, Verbleib in der Europäischen Integration und Unverletzlichkeit der Grenzen. Wer sich an die Aufgeregtheiten in jenen Monaten erinnert, weiß die nüchterne Aufzählung von Selbstverständlichkeiten zu schätzen. Unnötig zu betonen, dass der amerikanischen Regierung die positiven Stellungnahmen des AJC nicht weniger willkommen waren als der deutschen.

Ein wesentliches Ziel des Committee ist es, die Sicherheit Israels zu fördern. Von der Wiedervereinigung erwartete die Interessensorganisation daher eine positive Wirkung – so zu Zeiten der Wiedervereinigung auch von einem permanenten Sitz im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen für Deutschland als einem wichtigen EU-Mitglied und engen Partner Israels. Unterschiedliche Auffassungen über Fragen der Außenpolitik, wie z.B. Ende der 90er Jahre über den sogenannten „kritischen Dialog“ mit dem Iran können sicher nicht völlig abgebaut werden, aber beide Seiten werden die jeweiligen Positionen besser nachvollziehen und daher Verstimmungen minimieren können. Die hartnäckige Politik zur Durchsetzung von Entschädigungen für mittel- und osteuropäischer Juden und Zwangsarbeiter in den neunziger Jahren zeigten, das AJC kein bequemer Dialogpartner für die Adenauer-Stiftung oder die Bundesregierung ist. Die Methoden des amerikanischen Lobbyismus, die auch das AJC beherrscht, werden auf deutscher Seite nicht immer als „fair“ angesehen, so zum Beispiel, als mit ganzseitigen Anzeigen in der amerikanischen Presse die Regierung Kohl international unter Druck gesetzt werden sollte. Das AJC steht auch unter den Zwängen des Konkurrenzkampfes und weiß seine Interessen zu wahren.

Wie soll es also weitergehen? Das Committee ist ein Lobbyist für jüdische Anliegen, daher sind einige Themen vorgegeben: Selbstverständlich ist der Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit und Herausforderungen für ihre Demokratie in der Gegenwart von permanentem Interesse. Dem AJC und seinen Mitgliedern liegt daran, dass die Greuel des Holocaust nicht vergessen werden, dass das Andenken an die Ermordeten gewahrt bleiben. Es wird nicht ausbleiben, dass antisemitische und rassistische Ereignisse in

Deutschland und in anderen Ländern mit unterschiedlichen Maßstäben gewertet werden. Auch wenn man sich am New Yorker Sitz wohl bewusst ist, dass nicht nur Deutschland mit dem Phänomen kämpft: In der Bundesrepublik gibt es sie trotz der deutschen Geschichte – und das wiegt schwerer. Noch immer wird Deutschland von vielen Juden als eine Art „trockener Alkoholiker“ betrachtet, dessen Rückfälle alarmieren, weil man ein erneutes Ausbrechen der Krankheit fürchtet. Frei von diesen Befürchtungen ist auch das AJC nicht. Aber es wird Gespräche suchen, um sich zu informieren, wie anlässlich der rechtsextremistischen Vorfälle in der Bundeswehr mit dem Verteidigungsministerium und den Dialog mit Politikern und Multiplikatoren intensivieren. Lange Zeit haben amerikanische Juden die Toleranz gegenüber jüdischen Lebensweisen als Lackmустest für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit im Nachkriegsdeutschland begriffen – zunehmend gilt das Verhalten gegenüber Ausländern als der wirkliche Test. Die Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee können mit ihren Erfahrungen und Ressourcen zur Bekämpfung von Intoleranz und Hass dazu beizutragen – beide sehen ja die Vermittlung von Demokratie und freier Gedankengut als Hauptaufgabe an. Beide Organisationen müssen sich auch mit dem Problem beschäftigen, weshalb islamische Einwanderer der zweiten Generation islamistischem Terrorismus anheimfallen – und was dagegen zu tun ist. Sie verfügen über Verbindungen, um die Rolle von Massenmedien und Internet in diesen und anderen politischen Zusammenhängen zu diskutieren.

Für die zukunftsgerichteten Aspekte bietet sich eine breite Palette. Unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven bei Fragen der Integration von Immigranten, der Eingliederung von jüdischen Einwanderern können zu ertragreichen Programmen führen. Wie kann die Entwicklung einer Zivilgesellschaft in Osteuropa, wo noch immer größere jüdische Gemeinden leben, unterstützt werden? Warum sollten nicht auch die Chancen und Herausforderungen der Bürgergesellschaft im 21. Jahrhundert, das Verhältnis von Staat und Individuum und die Auswirkungen wirtschaftlicher Ordnungspolitik in Europa und Amerika Thema eines befruchtenden Diskurses sein? Was dürfen Medien? Gibt es für sie Grenzen und wo sind sie zu ziehen, wenn die Menschenwürde und das gesellschaftliche Zusammenleben bedroht sind?

Die Zusammenarbeit zwischen dem AJC und der Adenauer-Stiftung begann mit menschlichen Begegnungen. Hier sollte weiter ein Schwerpunkt liegen. Die Breitenwirkung und die Bedeutung des persönlichen Austausches kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Deshalb ist das Austausch-Programm keine Routine sondern von unverändert großer Bedeu-

tung und Frische. Die starke Resonanz auf die Veranstaltungen anlässlich des 25-jährigen Jubiläums in Berlin zeigt, wie bedeutsam das Austauschprogramm in allen seinen Aspekten den Teilnehmern war: Sie strömten von beiden Seiten des Atlantiks in großer Zahl zusammen, um Erinnerungen auszutauschen und in Gesprächskreisen über aktuelle Probleme und die Fortsetzung des Dialogs zu sprechen. Allein das bestätigt den Erfolg – herrschten doch vor gut einer Generation noch Schweigen und Unkenntnis. Auch Gutes kann verbessert werden: Es ist leicht, sich eine Intensivierung vorzustellen. Vielversprechend für den Abbau von Stereotypen dürfte auch der bisher nur selten, auf privater Initiative realisierte, Austausch von Praktikanten sein. Und warum sollte nicht das bereits existierende Netzwerk stabilisiert und ausgebaut werden? Die Konferenzen mit dem AJC und dritten Partnern zeigen, wie sich Interessen bündeln lassen und wie größere Aufmerksamkeit für gemeinsame Anliegen erreicht werden kann. Beide Stiftungen bearbeiten politische und gesellschaftliche Themengebiete, die sich immer wieder berühren. Hier liegt noch ein großes Potential. Fünfundzwanzig Jahre Austausch waren ein guter Start. Und ein Start ist immer ein Anfang.

Anmerkungen:

- 1) Karp, Abraham: *Haven and Home: A History of Jews in America*, New York 1985, S. 35; Vgl. Sachar, Howard.M.: *A History of the Jews in America*, New York 1992.
- 2) Temple, Silke: *Legenden der Allmacht. Die Beziehungen zwischen amerikanisch-jüdischen Organisationen und der Bundesrepublik Deutschland seit 1945*, Frankfurt a.M., u.a. 1995, S. 15ff.
- 3) Temple, S. 22–33.
- 4) Vgl. Shlomo Shafir: *Ambiguous Relations. The Jewish Community and Germany since 1945*, Wayne State University Press, Detroit 1999.
- 5) Wolf Calebow publizierte seine Bemühungen als Diplomat und als Privatmann um die deutsch-amerikanisch/jüdische Aussöhnung unter dem Titel: *Auf dem Weg zur Normalisierung*, Berlin 1999, S. 21 ff.
- 6) Vgl. Shafir, a.a.O., S. 279.
- 7) K. Adenauer in der CDU-Bundesvorstandssitzung vom 11.März 1953, in: Adenauer: „Es musste alles neu gemacht werden“. Die Protokolle des CDU-Bundesvorstands 1950-1953, bearb. von Günter Buchstab, Stuttgart 1986, S. 421.
- 8) Wolffsohn: Michael: *Die Deutschland-Akte*, München 1995.

Die 25-Jahrfeier des AJC/KAS-Austauschprogramms: persönliche Betrachtung

Es kommt wahrscheinlich selten vor, dass eine Äußerlichkeit wie ein Programm ein Leben so dramatisch beeinflusst, dass dieses in eine völlig andere Richtung gelenkt wird. Ich kann wohl in aller Offenheit sagen, dass meine Teilnahme am AJC/KAS-Austauschprogramm 1982 für meine berufliche Laufbahn wie in meinem Leben Umorientierung bedeutete.

1982, im 16. Jahr meiner Tätigkeit für das AJC, war ich in leitender Position für alle AJC-Niederlassungen in den USA zuständig. Aufgrund dessen verfügte ich über zuverlässige Informationen die landesweite ehrenamtliche Führungsriege des AJC betreffend. Bill Trosten, damals Stellvertreter der AJC-Direktor und Initiator des Austauschprogramms, rief mich an und bat mich, geeignete Teilnehmer für die Delegation des zweiten Jahrgangs zu suchen und eine Auswahl zu treffen. Im Laufe unserer zahlreichen Gespräche bat er mich, zu meiner Überraschung, die Gruppe zu begleiten. Obwohl ich mich nicht erinnern konnte, jemals einen „lebendigen“ Deutschen zu Gesicht bekommen zu haben, hegte ich die für amerikanische Juden üblichen Empfindungen gegenüber allen Deutschen: Sie sind Nazis! Ich zögerte. Auf Bills Drängen entschloss ich mich, die Reise dennoch anzutreten.

Viele meiner bisherigen Vorstellungen änderten sich im Laufe meines zweiwöchigen Aufenthalts in der Bundesrepublik. Ich lernte Menschen kennen. Ich begann mich zu fragen, wie ihnen als Deutschen, die mit amerikanischen Juden zusammentrafen, zumute war, wussten sie doch, dass viele unter ihnen von Deutschland und den Deutschen eine sehr schlechte Meinung hatten. Ich brauchte nicht lange, um meine eigenen Klischees loszuwerden. Schließlich war jeder von ihnen ein Mensch. Die Juden, so dachte ich, sollten die letzten auf Erden sein, die andere mit Klischees belegen sollten. Genau dies hatte Hitler mit uns gemacht. Nachdem ich in mich gegangen war, schaute ich mir diese Deutschen, die wir als Menschen kennen lernten, richtig an. Bis heute sind viele von ihnen, die ich 1982 getroffen habe, enge Freunde geblieben.

Neben dieser Auseinandersetzung mit meinen eigenen Vorbehalten konnte ich auch einige Stunden in Ostberlin verbringen. Vielleicht waren es die

Romane von Le Carré, die ich gelesen hatte, aber was immer es auch gewesen war, ich war gebannt von der geheimnisumwitterten DDR.

1983 begleitete ich eine weitere AJC-Delegation in den Westen und den Osten Deutschlands, und dieses Mal war es möglich, mit Vertretern der kleinen jüdischen Gemeinde Ostberlins zusammenzukommen. Die Verbindung, die damals entstand, hat bis zum Fall der Berliner Mauer gehalten. Mit vielen Menschen aus Ostberlin bin ich bis heute befreundet. Einem jüdischen Bedürfnis in mir kam ich nach, indem ich ihnen dabei half, ihr Jüdischsein zu bewahren – mit Gebetbüchern, koscherem Wein für das Pessachfest und der Suche nach einem Rabbiner für den Gottesdienst. Nach einigen Aufenthalten erschien mir die Sache mit den Spionen nicht mehr so wichtig, jüdische Beständigkeit hingegen sehr.

Als David Harris zum geschäftsführenden Direktor des AJC ernannt wurde, schlug er mir vor, auch weiterhin die Delegationen des Austauschprogramms zu begleiten. Von Anfang bis Mitte der 90er Jahre reiste ich sehr oft nach Deutschland. 1991 war ein besonderes Jahr. In jenem Jahr engagierte die KAS Heiner Sussebach als Dolmetscher für die Gruppe. Seither war er immer dabei. Er ist nicht nur fester Bestandteil des Programms, er und seine Ehefrau sind enge persönliche Freunde der Familie DuBow geworden.

1997 ernannte mich David zum Gründungsdirektor des Berliner AJC-Büros und Ramer Centers. Ich zog für zweieinhalb Jahre nach Berlin und erfüllte seine Vorstellung von einem AJC-Außenposten in der Bundesrepublik Deutschland. Der Aufbau des Büros (gemeinsam mit meiner Kollegin Wendy Kloke) war die spannendste Aufgabe meiner mehr als 30-jährigen Tätigkeit für das AJC. In dieser Zeit leistete insbesondere Wilhelm Staudacher, damals Staatssekretär im Bundespräsidialamt, unschätzbare Hilfe. Ich halte es für einen großen Segen, dass er heute Generalsekretär der ältesten AJC-Partnerorganisation in Deutschland ist und wir enge Verbündete mit gemeinsamen Zielen bleiben.

Nach meiner Rückkehr in die USA und meinem teilweisen Rückzug aus der hauptberuflichen Tätigkeit für das AJC hielt das Vertrauen an, das David Harris in mich gesetzt hatte. Ich durfte weiterhin in beratender Eigenschaft die Programme mit der KAS betreuen. Über meinen Kontakt zu Dr. Dagmar Weiler, der Leiterin von *Bridge of Understanding*, einem deutschen Programm mit Interessenschwerpunkt auf jüdischem Leben im Amerika, wurde ich außerdem zum Berater in den USA ernannt. Beide ehrenamtliche Tätigkeiten verschafften mir die Möglichkeit, den Beziehungen zwischen amerikanischen Juden und Deutschen, dem Hauptgebiet meines persönlichen Engagements und Interesse, eng verbunden zu bleiben.

So ist es gewesen. Die erste Reise nach Deutschland mit dem „Adenauer Exchange“ (wie das AJC diese Veranstaltung nennt) war eine Wende in meinem Leben und versetzte mich in die Lage, gelegentlich einen kleinen Beitrag zur Zukunft der Beziehungen zwischen amerikanischen Juden und den Deutschen zu leisten. Ich glaube, dass die Gründung des *Lawrence & Lee Ramer Center* in Berlin in der Chemie zwischen beiden Gesellschaftsgruppen etwas bewirkt hat. Davids Weitblick, die Unterstützung der Familie Ramer, möglicherweise mein eigener Anteil und der meiner talentierten Nachfolgerin Deidre Berger, haben beiden Gruppen die Kommunikation und den Umgang miteinander erleichtert und zur Überbrückung eines sehr großen Gegensatzes beigetragen.

Zum Schluss noch einige Worte zur KAS. Als das Austauschprogramm 1980 anlief, war sich die Stiftung nicht sicher, was die Entwicklung von Beziehungen zu einer amerikanisch-jüdischen Organisation mit sich bringen würde. Auch für das AJC brachte die neue Situation Unwägbarkeiten und Risiken mit sich. Dennoch nutzten sie ihre Chance und heute, 25 Jahre später, besteht das Austauschprogramm nach wie vor und kann auf die Zahl von 400 Teilnehmern, denen das Programm zugute kam, zurückblicken. Die Verbindungen der Programmteilnehmer zu anderen gehen wahrscheinlich weit über 1000 hinaus.

Es ist eine Ehre für mich, Teil dieses Pionierwerks zu sein. Ich kann keine Garantie dafür übernehmen, dass ich beim 50-jährigen Jubiläum dabei sein werde, aber ich habe das Gefühl, dass die Saat des Erfolgs ausgebracht wurde und in vielen kommenden Jahren weiterhin die Blüten der besseren zwischenmenschlichen Beziehungen hervorbringen wird.

Erfahrungsberichte von amerikanischen Teilnehmern

Deidre Berger

*Geschäftsführerin, Berliner Büro
American Jewish Committee*

Einführung

Vor 25 Jahren wurde das Austauschprogramm der Konrad-Adenauer-Stiftung und des AJC der erste institutionelle Versuch, die heutigen amerikanisch-jüdisch-deutschen Beziehungen zu verbessern. In jedem einzelnen Jahr spiegelt das Programm die Komplexität dieser Beziehung wieder, in dem es die vielen Facetten der heutigen Kultur zeigt und Einblicke in die deutsch-jüdische Geschichte und gegenwärtiges jüdisches Leben ermöglicht.

Für die Organisatoren dieses Programms ist es nicht nur eine Ehre, dass ihr Konzept nun schon seit einem Vierteljahrhundert andauert, sondern vor allem, dass es mit ungebremsen Erfolg weiter geht. Ebenso wichtig ist es, dass dem Austauschprogramm wegen des ungewöhnlich starken Interesses der Teilnehmer eine ungebrochene Vitalität zu eigen ist.

Die umfassenden Themen – transatlantische Beziehungen, Demokratie, Versöhnung und Jüdisches Leben – haben über die Dauer des Programms nichts von ihrer Attraktivität eingebüßt.

Die Teilnehmerberichte zeigen, dass die Reise häufig eine emotionale Achterbahnfahrt ist, eine Wanderung durch schwieriges Terrain. Nichts desto trotz ist es eine prägende Erfahrung für die hunderte von amerikanischen und deutschen Teilnehmern, die bei dem Programm dabei waren. Auch wenn die Reise kurz ist, so ist die Erfahrung doch so intensiv, dass sie häufig einen tiefgreifenden Einfluss hat, sowohl auf berufliche Karrieren als auch im Privaten. Viele Teilnehmer sind in engem Kontakt geblieben und bilden damit tragende Netzwerke für diejenigen, die interessiert das amerikanisch-deutsch-jüdische Verhältnis verfolgen. Im lokalen Bereich haben viele der Teilnehmer Vorträge gehalten und Foren organisiert, um die deutsch-jüdischen Beziehungen zu fördern.

Das KAS/AJC Austauschprogramm hat hunderte von Botschaftern für deutsch-jüdische Beziehungen auf beiden Seiten des Atlantiks hervorge-

bracht. So, wie es ein besseres Verständnis der transatlantischen Beziehungen gefördert hat, ist es zu einem Modell für Versöhnung geworden – einem Thema, das in der fortschreitenden Globalisierung immer wichtiger wird.

Für das American Jewish Committee ist das Programm ein wichtiger Anker für unsere Arbeit in Deutschland und Europa. Dieses Austauschprogramm für Führungskräfte ist oft emotionsbeladen, dennoch hat die Begegnung mit den politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen des heutigen Deutschlands und Europas einen nachhaltigen Einfluss auf unsere Mitglieder. Am wichtigsten ist jedoch, wie diese Essays zeigen, die Kraft des persönlichen Erlebens für die Gestaltung eines schwierigen, aber sehr lohnenswerten Dialogs.

David M. Gordis (1980)

Erinnerungen eines Teilnehmers am ersten Austauschprogramm

Seit unserer Reise nach Deutschland im Rahmen des AJC/KAS-Programms im Jahre 1980 hat sich die Welt verändert. Es war die erste von seitdem mehreren Reisen nach Deutschland, und vielleicht waren dramatische Veränderungen nicht so sehr spürbar, wie es bei meinem letzten Besuch im Sommer des vergangenen Jahres der Fall war. 1980 fuhren wir mit der S-Bahn und überquerten die Grenze zwischen West- und Ostberlin an einem Tag, dessen Höhepunkt der Besuch des herrlichen Pergamon-Museums war. Bei meinem jüngsten Besuch erlebten wir die nunmehr wiedervereinigte, verjüngte und elektrisierende Stadt Berlin und wohnten im ehemaligen Ostteil der Stadt. Das Pergamon-Museum und die Museumsinsel waren zu Fuß von unserem Hotel aus zu erreichen, der *Checkpoint Charlie* ist heute ein Museum und eine Gedenkstätte für die traurige Vergangenheit der geteilten Stadt.

Schon 1980 bemühten sich die Deutschen, mit denen wir zusammentrafen, einen Weg für die Bewältigung der tragischen Vergangenheit des Holocaust und der Vernichtung des europäischen Judentums zu finden. Auch damals war ich berührt von ihrem wahrhaftigen Wunsch, sich der grauenvollen Realität zu stellen und sich ihr nicht zu entziehen. Das großartige Jüdische Museum in Berlin und das demnächst entstehende Mahnmal für die Opfer des Holocaust sind bedeutende und wesentliche Anzeichen dafür, dass sich die Deutschen mehrheitlich verpflichtet fühlen, die Gräueltaten des Holocaust zu thematisieren, ihren Kindern die Lehren der Vergangenheit weiterzugeben, um eine Wiederholung zu verhindern, und nach einer Antwort auf die nicht zu beantwortende Frage zu suchen: Wie konnte solches in diesem so zivilisierten Land geschehen? Schon im Jahre 1980 war mir durch die Gespräche unserer Gruppe mit Historikern, Soziologen, Politikern und Kulturschaffenden klar, dass sich die Deutschen dieser quälenden Konfrontation nicht wie einige Mitläufer-Staaten zu entziehen versuchten.

Für mich hatte die Reise von 1980 eine so große Bedeutung, dass ich im darauf folgenden Jahr mit meiner Frau und meinen Töchtern wiederkam, um meine persönliche Aufarbeitung des jüdisch-deutschen Verhältnisses fortzusetzen. Seither bin ich mehrmals wiedergekommen, zu Vorlesungen und Predigten oder nur zu Besuch, und stets wirkt der erste Besuch mit der Adenauer-Gruppe dabei nach.

Ich schreibe dies in Boston, am Martin-Luther-King-Junior-Gedenktag 2005. Zur deutschen Gemeinde in Boston unterhalte ich enge Beziehun-

gen. Morgen Abend werde ich auf Einladung des Generalkonsuls der Bundesrepublik Deutschland, mit dem ich befreundet bin, an der Eröffnungsveranstaltung einer neuen Ausstellung über das Jüdische Berlin teilnehmen, die mehrere Monate lang in der Bostoner Stadtbibliothek zu sehen sein wird. Ein weiteres Zeichen dafür, wie wichtig diese Beziehungen für mich sind, ist die Hartmut-Lang-Dozentenstelle für deutsch-jüdische Beziehungen am *Hebrew College*, dem ich als Präsident vorstehe, die an einen deutschen Diplomaten in Boston erinnert, der sich stark für die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Juden und Deutschen eingesetzt hat. Ohne zu übertreiben kann ich sagen, dass die Adenauer-Reise ein Schlüsselerlebnis für mich gewesen ist und mein Arbeits- und Privatleben weiterhin prägt.

Steven L. Swig (1982)

Da standen wir also, vor fast 23 Jahren, im Wald des Fürsten zu Steinfurt und betrachteten die herrlichen deutschen Schwarzeichen, welche die fürstliche Familie seit Jahrhunderten wirtschaftlich nutzt. Wir befanden uns im Jahr 1982, in dem bei schleichender Inflation die Zinssätze weltweit Spitzenwerte von 20 Prozent und mehr erreichten. Wohlwollender, ja vornehm zurückhaltender konnte man den Fürsten kaum nennen, so wie er uns in verbindlicher Art und auskunftsfreudig seine Bäume zeigte und dabei Hektar für Hektar der sanft geschwungenen Hügel dieser recht ursprünglichen Landschaft in Norddeutschland abließ. Erstaunlich für mich war, dass er mit Bäumen zu tun hatte, die sein Ur-Ur-Ur-Ur-Großvater gepflanzt hatte, und selbst Bäume für seine Ur-Ur-usw. Enkel setzte.

Nach seinen Erläuterungen zur Waldwirtschaft sprudelten die Fragen. Die meisten bezogen sich auf wirtschaftliche Aspekte. „Zu welchem Zeitpunkt fällen Sie die Bäume?“ „Der optimale Zeitpunkt ist ein Baumalter von 275 Jahren“, antwortete er. „Wie viel erzielen Sie für einen Baum?“, fragte jemand ziemlich direkt. „Etwa 2.700 Dollar“, war die höfliche und offene Antwort. „Und wenn Sie sie nicht in diesem Alter fällen, wie hoch ist der Gewinnzuwachs?“ „Etwa 75 Dollar pro Jahr.“ „Augenblick mal,“ sagte jemand, „das sind ja nur 3 Prozent. Warum fällen Sie nicht alle und legen das Geld auf die Bank? Ihr Gewinn wäre doch viel höher.“ Der Fürst sah aus, als ob er erdrosselt, dann erschossen und dann geviertelt worden wäre. Er schaute den Fragesteller an und antwortete mit Wohlwollen, wenn auch etwas rot im Gesicht, schlicht und geradeheraus: „Aber, aber es geht doch um meine Bäume!“ Wenn der Fragesteller die Antwort auch nicht richtig verstanden hatte, so war dies für mich eine Lehrstunde über das kostbare Gut der Nachhaltigkeit. Über die Jahre habe ich aus diesem Ge-

sprach einen großen Nutzen gezogen und mittlerweile eine Wirtschaftsschule gegründet, die als Studienabschluss einen MBA in Nachhaltigem Management verleiht. Die menschliche, soziale und umweltpolitische Botschaft, die ich damals erhalten hatte, hat mich nie verlassen. Die Auseinandersetzung mit menschlichen und sozialen Fragestellungen, mit denen wir dank der Konrad-Adenauer-Stiftung auf unserer Reise in Berührung kamen, hat mir gute Dienste geleistet und, wie diese kleine Geschichte zeigt, auch mein Leben verändert. Es gab viele andere Ereignisse positiver Art während dieser viel zu kurzen und dennoch umfassenden Reise nach Deutschland. Ich bin dadurch ein besserer Mensch geworden. Teilnehmen zu können war eine große Ehre, für die ich sehr dankbar bin.

Nancy Petschek (1981)

Ich war Teilnehmerin der zweiten AJC Gruppe, die im Rahmen des AJC/KAS-Austauschprogramms nach Deutschland gereist ist. Da dies ungefähr mein halbes Leben her ist, fällt es mir schwer, mich an die Details der Reise zu erinnern. Es gibt drei Dinge, die aus meiner insgesamt überwältigend positiven Reaktion auf die Reise besonders herausragen. Erstens, der Besuch von Bergen-Belsen und das Nachdenken über all jene, die dort zu Tode gekommen sind, einschließlich Anne Frank, über die ich und so viele andere von dem Schrecken des Holocaust erfahren habe. Ebenfalls gut im Gedächtnis geblieben ist mir der Besuch an einer Schule, bei dem ich mit Erleichterung erfahren habe, dass die Aufklärung über den Holocaust zu einem festen Bestandteil des Lehrplans in Deutschland geworden ist. Drittens erinnere ich mich daran, wie ich mit Eugene Dubow die Straßen Berlins absuchte, um die Lage des Hauses zu finden, in dem mein Vater aufgewachsen ist. Es war sehr aufregend für mich, herauszufinden, wo die Straße war, auch wenn das Haus schon vor Jahren abgerissen worden wurde.

Ich muss zugeben, dass nach meiner Rückkehr aus Deutschland noch einige Jahre gedauert hat, bis ich mich für das American Jewish Committee engagiert habe, aber dann war mein Einsatz um so intensiver. Vor zwei Jahren wurde ich Trainerin für das AJC-Programm *Hands Across the Campus*. Als das Berliner Büro begann, das Programm für Deutschland zu adaptieren, hatte ich Gelegenheit, nach Deutschland zurückzukehren und bei der Ausbildung der Lehrer in den drei Modellschulen zu helfen. Es hat mir sehr gut gefallen, dieses neue Berlin zu sehen, ohne die Mauer und jetzt als Hauptstadt Deutschlands. Beinahe gleichzeitig bin ich Mitglied des Vorstands des AJC Westchapter geworden und bin nun in vielen Bereichen sehr aktiv. Das AJC ermöglicht es mir, sowohl beruflich als auch ehrenamtlich, mich mit spannender Arbeit zu beschäftigen.

Ich freue mich sehr auf die Feier zum 25-jährigen Jahrestag des Austauschprogramms mit der Konrad-Adenauer-Stiftung, und die Möglichkeit, wieder mit Eugene und den anderen Teilnehmern in Verbindung treten zu können. Dieses Jubiläum bietet mir ebenfalls die Gelegenheit, meine Kinder mit nach Berlin zu bringen, damit sie sehen können, wo mein Vater aufgewachsen ist. Und ich bin besonders glücklich darüber, dass sie diese Erfahrung mit ihren Großeltern werden teilen können, die uns ebenfalls zu dieser wunderbaren Feier begleiten werden!

Mont S. Levy (1983)

Seit meiner Teilnahme am Austauschprogramm sind zwanzig Jahre vergangen. Ich bitte daher um Nachsicht, wenn meine Erinnerungen etwas verblasst sind. Es besteht jedoch kein Zweifel daran, dass das Programm dauerhaft Spuren hinterlassen hat, für die ich weiterhin dankbar bin. Die Möglichkeit, Deutschland als Gast der Konrad-Adenauer-Stiftung zu besuchen, verschaffte mir besondere Einblicke in das Deutschland der Nachkriegszeit, die wiederum meine Wahrnehmung und mein Interesse an deutschem Geschehen geschärft haben. Das Verhältnis zwischen institutionalisierter Religion und dem Staat hat mich fasziniert. Die Idee, dass die Religion einen offiziellen Status innerhalb des Staates einnimmt, war mir damals fremd und ist es noch heute. Besonders schätzen gelernt habe ich die Entschlossenheit des Landes, zu einem demokratischen Staat heranzuwachsen. Zu jener Zeit glaubte ich, dass die Nation das Wiederaufflackern extremistischer Bewegungen unterbinden würde. In den vergangenen Jahren war ich überrascht, dass der Wille Deutschlands, sich mit Skinheads und andere Hassgruppen auseinander zu setzen, offenbar nachlässt.

Die Nachkriegsgeschichte der Juden in Deutschland und Deutschlands Verhältnis zu Israel waren bedeutsame Lernerfahrungen. Ich erinnere mich daran, dass ich Deutschland mit einem ziemlich traurigen Gefühl verlassen habe. Hitler war offenbar doch erfolgreich gewesen, sprach doch alles dafür, dass es um das Wiederaufleben jüdischen Lebens in Deutschland eher düster bestellt war. Mit Genugtuung habe ich dann beobachtet, dass die jüdische Gemeinden wieder wachsen, an Stärke und Widerstandskraft gewinnen. Mir scheint sogar, dass sie sich während der letzten beiden Jahrzehnte sehr gesund entwickelt haben. Ich hoffe sehr, dass dies so bleibt und Juden weiterhin einen wichtigen Beitrag zur deutschen Gesellschaft leisten werden. Während des Austauschprogramms erfuhr ich von Deutschlands besonderer Rolle als Handelspartner Israels. Dies war eine sehr erfreuliche Nachricht, durch die meine Auffassung von der Rolle Deutschlands und seiner Außenpolitik weiter beeinflusst wird.

Ich erinnere mich auch an unsere ständige Sorge darüber, wie sich die deutsche Regierung und die Deutschen gegenüber ihren ausländischen Arbeitnehmern, insbesondere den Türken, verhalten würden. Dies war ein ständig wiederkehrendes Thema, wann immer wir mit Amtsträgern zusammen kamen, und unsere Gruppe verbrachte Stunden damit, eine Strategie zu entwickeln, wie man diese Frage thematisieren könnte. Aktuelle Informationen über die derzeitige Lage würde ich sehr begrüßen.

Am lebhaftesten erinnere ich mich an unsere Reise nach Ostberlin einige Jahre vor dem Mauerfall. Es war unheimlich, durch die Straßen zu gehen und die Durchschnittsbürger zu beobachten, die jede unserer Bewegungen von ihren Balkonen herab verfolgten, stets bereit, bei Bedarf die Ordnungsmacht zu rufen. Als es Zeit wurde, nach Westberlin zurückzukehren, riefen wir ein Taxi für die Rückfahrt zum Bahnhof. Drei von uns stiegen ein, und der Fahrer begann eine Unterhaltung in gebrochenem Englisch. Seine zweite Frage war, ob wir Juden seien. Natürlich waren wir ziemlich verblüfft und etwas beunruhigt, bejahten die Frage aber. Dann fragte er uns, ob wir die Reste der alten Synagoge in Ostberlin sehen wollten. Wie konnte er das wissen? Was brachte ihn dazu, uns zu fragen? Wir werden es nie erfahren, aber er brachte uns zu den verlassenen Überbleibseln einer ehemals von Leben erfüllten Synagoge.

Unser Austauschprogramm wurde von Bruce Ramer geleitet – damals ein junger, aber in die Spitze des AJC strebender junger Mann. Es war eine einmalige Gelegenheit, Bruce kennen zu lernen und dabei zuzusehen, wie er zu einem der größten Präsidenten des AJC heranwuchs. Das Austauschprogramm hat uns Möglichkeiten geboten, einige wunderbare Orte zu besuchen und faszinierende Menschen kennen zu lernen, und auf AJC-typische Art hat es mein Leben sehr bereichert. Ich freue mich, zur Feier wieder nach Deutschland zu kommen.

George A. Makrauer (1983)

Durch die Teilnahme am AJC/KAS-Austauschprogramm bekam ich Antworten auf viele Fragen, die ich mir ein Leben lang gestellt hatte. Heute, 22 Jahre später, stelle ich neue Fragen.

Dass ich als Jude mit einem deutschen Namen und einem nichtjüdischen *Punim* (Gesicht) in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgewachsen bin, brachte gelegentlich eine spezielle Art der Wissensvermittlung mit sich. Als Jugendlicher kannte ich oder lernte ich Deutsche nur als Bekannte der Familie kennen, als Freunde und Verwandte.

In jenen Tagen machten mich meine Eltern mit einigen notwendigerweise unbehaglich klingenden Schlagworten bekannt: „Antisemitismus“, „an-

dersartige Menschen“, „Hass“, „Zweiter Weltkrieg“ „Konzentrationslager“, „Sturmstaffel“, „Diskriminierung“, „Vorurteil“, „Sperrgebiet“, „Nazi“, „Klux-Klan“ und andere, kürzere, aber von der Bedeutung her bösartigere Ausdrücke – die nicht nur Juden galten. Bücher, Hollywood-Filme und TV-Produktionen verschafften mir weitere Bilder von Deutschland und den Deutschen. Während meiner Oberschulzeit in den 60er Jahren erwachten viele diese unbehaglich klingenden Schlagworte zum Leben, ich hörte sie, falsch ausgesprochen, von Erwachsenen und Altersgenossen, die mir aufgrund meines deutschen Namens und meines nichtjüdischen *Punim* fälschlicherweise gewisse Dinge unterstellten.

Meine persönlichen, reformjüdisch geprägten kulturellen Beziehungen zu Deutschland stellten in Verbindung mit einer religiösen Furcht vor den Deutschen eine merkwürdige Mischung aus Gefühl und Wahrnehmung dar. Mein Lieblingsonkel, der den Zweiten Weltkrieg bei der Air Force in England gedient hatte, kaufte weder deutsche noch japanische Erzeugnisse.

In den 70er Jahren, als meine Firma von deutschen Maschinenbauunternehmen Produktionsanlagen zu kaufen begann, überschritt ich eine Grenze. Die Frage, „Was hat Ihre Firma während des Krieges gemacht?“ wurde stets so beantwortet: „Wir haben Munition und leichte Waffen hergestellt“. In den frühen 80er Jahren, als wir von Vertretern deutscher, vom IG-Farben-Konzern übrig gebliebener Kunststoff- und Chemiebetriebe aufgesucht wurden, gab es keinen Fragebedarf mehr – aber auch keinen „Kaufbedarf“.

Mein Engagement im AJC seit den 70er Jahren eröffnete mir einen Weg, die Schlagworte, die ich früher von meinen Eltern gelernt hatte, zu thematisieren. Die Einladung zur Teilnahme am AJC/KAS-Austauschprogramm 1983 eröffnete mir einen Weg zu einem, wie ich hoffte, besseren Verständnis Deutschlands, der Deutschen und der Menschen im Allgemeinen.

Die schönsten Erinnerungen an das Programm sind die Freundschaften, die meine Frau Taaron und ich mit Stephan Wegener aus Meerbusch, Hubert Fexer aus Regensburg und Michael Thomes aus München geschlossen haben. Die Begegnungen mit ihnen als Programmteilnehmer und später als Freunde waren aufschlussreich und beglückend.

Rückblickend betrachtet, haben seit dem 11. September unsere persönlichen, über das AJC/KAS-Austauschprogramm geknüpften Kontakte in unseren internationalen Aktivitäten und Beziehungen, eine Reihe scharfer Gegensätze hervortreten lassen – aufgeteilt in die neue Realität davor und danach. In diesen persönlichen Beziehungen war der Austausch persönlicher Ansichten über die historischen Ereignisse unvermeidlich.

Die mir durch den KAS-Kontakt bekannten Personen haben zum Gesamtkomplex des internationalen Terrorismus Ansichten geäußert, die meinen teils ähneln, teils von ihnen abweichen. Es beunruhigt mich allerdings sehr, dass die ursprüngliche Zielsetzung des AJC/KAS-Programms – das bessere Verständnis amerikanischer Juden von Deutschland (und umgekehrt) – offensichtlich außer Kraft gesetzt ist. Leider ist, so wie ich es sehe, die offizielle Haltung Deutschlands gegenüber den USA nach dem 11. September eine tragische.

Stellt man eine Verbindung zwischen dem Terror von Taliban und Al-Qaida und dem Tyrannen im Irak (einem von vielen) her, so ist die Antwort für mich sehr einfach, wenn auch schrecklich. Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges sollten ein Beispiel sein. Wenn eine auf wahrer Freiheit begründete Nation sich nicht zu einem militärischen Präventivschlag (offen oder verdeckt) gegen einen Tyrannen und dessen Gefolgsleute entschließt, wird es Millionen von Toten geben. Ich hatte gehofft, dass Deutschland fast im Gleichschritt an unserer Seite stehen würde. Das letzte, das ich mir in meiner Naivität vorgestellt hätte, war seine Mittäterschaft am irakischen Oil-for-food-Debakel.

Ich bin mir nicht sicher, welche Lehren aus dieser Erfahrung zu ziehen sind. Mein Bauchgefühl sagt mir Zynisches. Aber mein Kopf möchte gerne glauben, dass der Gewinn in den persönlichen Beziehungen zu finden ist, mit Menschen auf der gegenüber liegenden Seite, die genügend Raum für Diskussionen, Verhandlungen und die Suche nach Einvernehmen zulassen. Ohne diesen Gewinn wäre ich möglicherweise auf unproduktive Art heftiger und polemischer. Mit diesem Gewinn kann ich einen Dialog unter Freunden führen.

Meine AJC/KAS-Erfahrungen und die damit verbundenen Beziehungen sind daher wichtiger denn je.

Jon Bridge (1983)

Meine Teilnahme am AJC/KAS-Austauschprogramm schätze ich als den Höhepunkt meiner mehr als 30 Jahre währenden Verbundenheit mit dem American Jewish Committee ein. Die Reise nach Deutschland war nach sorgfältigem Studium der deutschen Geschichte, insbesondere des Holocaust, eine emotional schwierige Angelegenheit. Ich war mir sicher, dass ich mich in diesem Land, mit dessen Bevölkerung und meiner physischen Umgebung unbehaglich fühlen würde. Nachdem ich die anderen Teilnehmer und unsere deutschen Gesprächspartner getroffen und einige Zeit mit ihnen verbracht hatte, änderte sich meine Einstellung – plötzlich hatte ich es mit Individuen zu tun, mit Namen, Familien und Freunden.

Mein Aufenthalt in Deutschland war sehr erfreulich – ich habe nicht nur vieles besichtigt, ich bin in jeder Stadt, die wir besuchten, gejoggt. Was für ein Nervenkitzel, an der Berliner Mauer entlangzulaufen (und sich fast zu verirren!) Eine weitere großartige Erfahrung war der Besuch in Ostberlin, wo ich ein Ehepaar ansprach, um nach dem Weg zu einigen Außenbezirken zu fragen. Das Tolle daran war, dass das Ehepaar kein Englisch sprach und ich kein Deutsch spreche. Wir unterhielten uns auf Spanisch, das sie als Vertreter Ostdeutschlands in Kuba gelernt hatten.

Das lohnendste und nachhaltigste Ergebnis des Austauschprogramms waren allerdings die Freundschaften, die während der Reise geschlossen und vertieft wurden. Meine Frau Bobbe (die an einem früheren Programm teilgenommen hatte) und ich wurden in Herbert Schreibers Großfamilie aufgenommen. Dies ist wirklich ein Programmziel, das wir auf wunderbare Art erreicht haben!

Kenneth D. Makovsky (1985 & 1988)

Deutsche und amerikanische Juden: ein Miteinander

Freundschaft zwischen Deutschen und amerikanischen Juden? Ist sie möglich? Ist es amerikanischen Juden angesichts von Bitburg, Holocaust-Gedenkfeiern und der öffentlichen Bombardierung durch Bücher und Filme aus der Nazi-Zeit überhaupt möglich, jahrzehntelang aufgestauten Hass zu überwinden und herauszufinden, ob es ein neues Deutschland gibt? Würden amerikanische Juden dies wollen? Und wenn ja, warum?

Die Initiative, Brücken zwischen den beiden Völkern zu bauen, ging von zwei Organisationen aus, deren jeweilige Philosophie sich in einem Leitprinzip zusammenfassen lässt: Wissen heißt Verstehen. Das American Jewish Committee, der Urheber dieses Programms, und die Konrad-Adenauer-Stiftung, die Bildungseinrichtung der damals regierenden Christlich-Demokratischen Union (CDU), riefen vor sechs Jahren ein Austauschprogramm ins Leben, mit dessen Hilfe die bestehenden Barrieren stückweise abgebaut werden sollen.

Als einer der 20 Juden, die zur Teilnahme am Programm im Juni eingeladen wurden, sah ich diese Reise als Möglichkeit, den Deutschen unbequeme Fragen zu stellen und sie damit in Verlegenheit zu bringen. „War Ihr Vater Mitglied in der SS? Welche Verbrechen hat er begangen? Gibt es in Deutschland heute Antisemitismus? Wie klären die Deutschen ihre Jugend über den Holocaust auf? Was ist mit der Demokratie? Könnte es Hitler noch einmal geben?“

Selbstverständlich würde ich eine christlich-demokratische Sicht von Deutschland zu hören bekommen, und wahrscheinlich würde ich nicht mit Kritikern der amtierenden Regierung sprechen können. Auch stünde während unseres gedrängten Zweiwochenprogramms sicher nur wenig Zeit für eine tiefergehende Auseinandersetzung zur Verfügung.

Wie stark auch mein Bedürfnis nach Informationen war, so erschauerte ich doch bei dem Gedanken, diese in der rauhen, kehligen deutschen Sprache zu vernehmen, die ich immer mit Nazisoldaten im Stechschritt und gebrüllten Kommandos an Gefangene im Todeslager in Verbindung bringe.

Doch vor unserem Zusammentreffen mit Deutschen gab es eine Begegnung mit deutschen Juden von B'nai Brith in München. Diese Juden im Alter von 25 bis 40 hatten sich nicht dafür entschieden, in Deutschland zu leben, sondern waren die Nachfahren osteuropäischer Juden, die nach dem Krieg in den Displaced Persons Camps untergebracht waren. In München leben zum damaligen Zeitpunkt 5.000 Juden, 30.000 im gesamten Land.

Ist es schwer für einen Juden, in Deutschland zu leben? Praktisch gesehen, waren die Juden, die wir kennen gelernt haben, beruflich erfolgreich, fühlten sich aber von der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen. Ihre Eltern hatten sie gelehrt, ihren geographisch zufälligen Wohnort zu ignorieren und sich darauf zu konzentrieren, gute Juden und gute Menschen zu werden. Viele von ihnen leben „auf gepackten Koffern“. Trotz der spürbaren Neonazi-Tendenzen sind es eher die Sünden der Vergangenheit als die heute kaum merkliche Diskriminierung, die ihnen zu schaffen machen. „Wir können nicht einmal ausprobieren, wie es um die deutsche Toleranz bestellt ist“, sagte ein junger Mann, „es gibt zu wenige von uns.“

Viele sind hier durch Familie und Beruf verwurzelt, von ihren Kindern sprechen sie allerdings als der ersten Generation, die sich nach dem Krieg zum Wiederaufbau einer jüdischen Gemeinde berufen fühlen könnte. „Von unseren Eltern hörten wir immer, dass wir Deutschland verlassen sollten, sobald wir erwachsen sind“, sagte eine Frau, „doch wir sagen unseren Kindern, dass sie tun können, was sie wollen. Sie haben den Wunsch zu bleiben, in der Politik aktiv zu werden und sich für das Gemeinwohl zu engagieren. Unsere Jugendlichen haben Recht: Man muss geben, um zu bekommen.“

Den gelegentlich bei der jüdischen Gemeinde aufkeimenden Gefühlen der Verzweiflung stehen die Schuldgefühle der deutschen Regierung und der deutschen Bürger gegenüber. Aber wir sehen heute eine Gesellschaft, deren schulisches Bildungsprogramm über den Holocaust wesentlich straffer organisiert ist als in unserem eigenen Land. Obwohl es erst in den höheren Schuljahren vermittelt wird, sagte man uns, dass dies sehr intensiv vermit-

telt werde. Bei unserem Besuch in Dachau erlebten wir einen Gruppenunterricht von Schulklassen. Bei unserem Besuch in einem Dachauer Gymnasium zeigte man uns ein Handbuch für Lehrer. Darin stand:

„Für manche Menschen sind Konzentrationslager unglaublich, deshalb müssen Schüler sie sehen, um zu begreifen. Lehrer sollten die Negativfaktoren herausstreichen, wie es dazu kommen konnte: 1) blinder Gehorsam, 2) das Konzept der Herrenrasse, 3) Brutalität gegenüber dem Gegner.“

Das Holocaust-Bildungsprogramm wurde damals erst vor zehn Jahren gestartet und erfuhr weitere Unterstützung durch die amerikanische Fernsehserie „Holocaust“, die den Jugendlichen die Realität zeigte. Heute findet man in Buchgeschäften Bücher zu diesem Thema, und während meines kurzen Aufenthalts in Frankfurt sah ich überall in der Stadt die Werbung für die aktuelle Museumsausstellung über „Das Leben der Anne Frank“.

„Meine Generation hat vom Holocaust in der Schule oder zu Hause nichts gehört, weil unsere Eltern und Lehrer sich schämten, darüber zu sprechen“, hörten wir vom innenpolitischen Berater des Bundeskanzlers, einem Mann von etwa Mitte vierzig. „Aber die Jugend von heute ist in den Schulen und in Kulturzentren mitten drin in den Schrecken dieser Zeit und vernimmt ihre Lektionen.“

In der Überzeugung, die Nazi-Ära abgeschlossen zu haben, streben die Deutschen in der Welt nach Anerkennung ihrer in 40 Jahren aufgebauten demokratischen Gesellschaft. Da sie davon ausgingen, dass die Amerikaner an ihre historischen Errungenschaften glaubten, waren die Reaktionen der Amerikaner auf den Bitburg-Besuch für sie ein Schock. Ein amerikanischer Präsident, der in Bitburg einen Kranz niederlegt, war für die deutsche Führung ein Zeichen dafür, dass der Krieg symbolisch zu Ende war.

„Selbst 40 Jahre nach Kriegsende sind in den Vereinigten Staaten die Wunden des Krieges noch nicht verheilt und der Holocaust noch nicht überwunden,“ schrieb ein ranghoher Beamter. „Offensichtlich haben wir unsere Aufgabe, die Amerikaner über das neue Deutschland aufzuklären, schlecht gelöst. Für die Zukunft liegt noch viel Arbeit vor uns.“ Ein anderer Politiker sagte: „Die Tatsache, dass Präsident Reagan schließlich doch kam, war eine Aussage für sich: Dies ist der Beginn einer neuen Ära.“

Für eine Vielzahl von Deutschen ist der Holocaust eindeutig eine quälende Erinnerung, ich habe aber dort keine Gesellschaft erlebt, die den Kopf für die nächsten zwei oder drei Jahrhunderte in den Sand stecken will. Allerdings mag die verheerende Erfahrung des Krieges zu einer Verwirrung der Identität geführt haben. Dies hat vielleicht auch etwas mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit mancher Deutscher für die Taten ihrer Väter und

Großväter zu tun. Ein Parlamentarier sagte uns: „Viele von uns sind nicht stolz darauf, Deutsche zu sein. Wir fühlen nicht den gleichen Patriotismus wie die Amerikaner. Uns fehlt das Gefühl einer deutschen Identität.“

Aber können von einer Gesellschaft, die bis vor vierzig Jahren nur die Diktatur kannte, wirklich Wunder erwartet werden? Die vielfach beklagte Diskriminierung der türkischen Bevölkerung in Deutschland steht dem Demokratieverfahren im Land entgegen. Das Auswärtige Amt hat mitgeteilt, dass es an Publikationen arbeite, die den Deutschen die Toleranz gegenüber andersartigen Mitmenschen erleichtern sollen – ein ermutigendes Zeichen. Auf die Frage nach den Lehren des Dritten Reiches gab ein Gymnasialschüler folgenden Kommentar ab: „Die Welt, wie ich sie sehe, hat keine Rassen, Hautfarben oder Glaubensrichtungen. Alle sind gleich. Vielleicht bin ich ein Idealist, aber danach will ich mein Leben ausrichten. Mein Großvater war Mitglied der SS.“

Was schließe ich daraus? Das Deutschland der 80er Jahre ist eine Nation, die engagiert mit den anderen Nationen und Zusammenschlüssen zusammenarbeitet. Es sieht sich als ein kleines Volk innerhalb der globalen Gemeinschaft. Möglicherweise ist diese Abhängigkeitssituation durch seine Teilung verstärkt worden. Auch wenn noch Schwachpunkte in dieser noch jungen Demokratie auszumachen sind, hat Deutschland eindeutig das Bedürfnis nach Anerkennung als demokratisches Land durch die Welt.

Ein 25 Jahre alter Architekturstudent, den ich kennen gelernt habe, stellte allerdings die Affinität Deutschlands zur Demokratie in Frage: „Anders als in Amerika stimmen meine Landsleute bei zwei oder drei unterschiedlichen Auffassungen innerhalb einer Gruppe nicht darüber ab; sie schließen sich demjenigen an, der die lauteste Stimme hat. Der Demokratieverfahren ist uns nicht in Fleisch und Blut übergegangen, und es wird nicht genug dafür getan.“

Sollte diese Sicht der Dinge stimmen, wäre dies ein Zeichen von Schwäche. Und in einem Land mit dieser Geschichte muss es Sicherheitsvorkehrungen zur Abwehr von Gefahren infolge einer solchen Schwäche geben. Die Ausgrenzung einer Gesellschaft, so wie es das Beispiel der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gezeigt hat, hatte einen Hitler als Ergebnis. Andererseits kann der Austausch von Informationen und Gefühlen Verständnis und Freundschaft als Ergebnis haben. Dies ist eine der uns gegebenen Möglichkeiten, die Demokratie zu beeinflussen und zu stärken.

Sollten deshalb die Juden vergessen und vergeben? Dies ist Sache jedes Einzelnen. Es ist jedenfalls nicht die vorrangige Fragestellung im Jahre 1985. Tatsächlich geht es nicht nur um Deutschland; es ist nur das heraus-

ragendste Beispiel. Weitere könnten Tschechien oder Polen sein, Italien oder Russland, Spanien oder Irland. Die Fragestellung geht weiter. Es ist meine Überzeugung, dass weder die Deutschen noch die amerikanischen Juden, noch andere Gruppierungen oder Nationen es sich leisten können, isoliert zu bleiben und keine Brücken zu den anderen zu bauen. Untätigkeit ist eine Gefahr für das Leben. Gefühle des Grolls führen zu unproduktiven Feindseligkeiten. Der gute Wille geht bis ins Herz aller Dinge. (1985)

Rhea Schwartz (1985)

Meine Erfahrung mit dem Adenauer-Austauschprogramm hat sich als eine sehr bedeutende Episode in meinem Leben herausgestellt. Als Gastgeber hatten mein Mann und ich die große Freude, Dr. Fritz Holzwarth, damals Mitarbeiter bei der CDU, als unseren Gast begrüßen zu dürfen. Als die Reihe an mir war, am Austauschprogramm teilzunehmen, wurde ich von Dr. Holzwarth empfangen und traf ihn aufgrund seiner politischen Tätigkeit bei einigen Gesprächsterminen im Rahmen des Programms. Während meines Aufenthalts in Deutschland sprachen wir viele Stunden miteinander – meistens auf französisch, da dies die Sprache ist, die uns beiden die wenigsten Schwierigkeiten bereitet. Englisch spricht er mittlerweile perfekt. Im Laufe der Zeit (inzwischen mehr als 20 Jahre) und nach anfänglicher Unsicherheit und einigem Zögern sind wir enge Freunde geworden. Wir reisen sehr viel, was uns die Möglichkeit eröffnet, uns mehrmals im Jahr entweder in Washington, Bonn oder exotischeren Orten zu treffen. Uns verbinden gemeinsame Lebenserfahrungen: Krankheit und Tod der Eltern, Hochzeiten, Kinder, berufliche Veränderungen. Wir haben viel Zeit miteinander an unseren jeweiligen Wohnorten verbracht. Wir waren Zeugen des politischen Klimawechsels sowohl in den USA als auch in Deutschland. Besonders wichtig ist, dass wir wegen der gemeinsamen Erfahrungen voneinander gelernt haben.

Zu behaupten, ich sei widerwillig nach Deutschland gekommen, ist untertrieben. Die Vorstellung, einen deutschen Freund zu haben, konnte nicht abwegiger sein. Doch dann kam das Geschenk des Adenauer-Programms. Fritz und ich hatten dadurch die Gelegenheit, auf gleicher Augenhöhe miteinander in Verbindung zu treten – auf der zwischenmenschlichen Ebene, nicht in abstrakter Funktion oder stellvertretend für unsere Heimatländer. So konnten wir über den offiziellen Rahmen und Stereotypen hinaus gemeinsam daran arbeiten, das Unbehagen auf beiden Seiten, reflexartige Reaktionen, Ressentiments, Schuldgefühle und Fehlinformationen abzubauen. Fritz wurde meinerwegen ein eifriger Erforscher des Judentums und ich erfuhr durch ihn vieles über den deutschen Protestantismus.

Nationale Befindlichkeit kann durch eine einzelne Freundschaft nicht verändert werden, soviel ist mir klar. Aber sie kann einen Anfang bedeuten. Mich brachte sie dazu, aufgeschlossener zu denken, bereit zu sein, Menschen auf neue Art zu betrachten und zu hoffen. Dafür werde ich dem AJC/KAS-Austauschprogramm immer dankbar sein.

Andrea L. Kaye (1986)

Gedanken und Erinnerungen

Ich erinnere mich noch daran, wie aufgeregt ich beim Anruf von Hinda Beral vom AJC-Chapter von Orange County war, als sie mich fragte, ob ich 1986 mit der US-Delegation nach Deutschland reisen wolle. Ich empfand dies als große Ehre. Die Erfahrungen, die ich machen konnte, waren zahlreich und wunderbar. Obwohl dies alles mehr als 18 Jahre her ist, erinnere ich mich an diese Reise, als ob es gestern gewesen wäre. Besonders eindrucksvoll waren die folgenden Erlebnisse:

- das Treffen mit Bundespräsident von Weizsäcker im deutschen „Weißen Haus“
- die Besichtigung der Berliner Mauer, ihr Anblick erst aus dem Westen, dann aus dem Osten, von wo sie so streng und weiß aussah
- die tollen Modegeschäfte in Westberlin
- das „Gin-Gelage“ in der holländischen Grenzstadt, wo man aus Höflichkeit keinen Schnaps ablehnen konnte, weil wir allen zugestanden
- der Horror von Dachau an einem bitterkalten Novembertag
- der Gottesdienst am Freitagabend in einer Synagoge in Ostdeutschland
- die Kameradschaft während der Reise und die fantastischen Dolmetscher, die unsere Gruppe betreuten
- die spätabendlichen Diskussionen im Hotel und an der Bar nach den Gesprächen und den Ereignissen des Tages
- die Bekanntschaft mit jungen deutschen Ehepaaren wie der Familie Schleu, und Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Scham für die Generation ihrer Großeltern und den Holocaust zu sein

Es war eine einmalige Erfahrung, die mein Leben verändert hat. Ich fuhr in ein Land, das ich aus eigenem Antrieb sicher nie bereist hätte. Ich kehrte in die Vereinigten Staaten als veränderter Mensch zurück, bereichert um ein neues Verständnis für das damalige Deutschland.

Joseph Rackman (1987)

Einen Tag meines Aufenthalts 1987 möchte ich besonders hervorheben. An einem Donnerstag Nachmittag kamen wir in Worms an und wurden vom dortigen Oberbürgermeister begrüßt. Er erklärte uns, dass er stolz darauf sei, dass die örtliche Synagoge vor etwa 25 Jahren wiederaufgebaut wurde. „Sie war im Dritten Reich, in der Reichskristallnacht 1938, zerstört worden. Leider gibt es hier keine Juden mehr. Die jüdische Gemeinde in Mainz kümmert sich um die Synagoge. Wir versuchen, den Menschen in unserer Stadt die jüdische Geschichte nahe zu bringen. Und wir sind stolz darauf, dass der israelische Staatspräsident Herzog gemeinsam mit dem deutschen Bundespräsidenten vor einigen Monaten hier zu Besuch war.“

Es mag verwunderlich klingen, aber an diesem siebten Tag unseres Aufenthalts in Deutschland war dies das erste Mal, dass ich von einem Deutschen, außer bei unserem Besuch in Dachau, den Ausdruck „Drittes Reich“ hörte. Sonst war immer von „früheren Zeiten“, von der „jüngsten Geschichte“ oder anderen Umschreibungen die Rede. Aber in Worms wurden derartige Umschreibungen nicht gebraucht.

Dann sprach Dr. Fritz Reuter, Leiter des Stadtarchivs und Vorsitzender der Rashi-Synagoge, sehr freimütig über die Nazizeit. Er sprach mit einer Gefühlstiefe, wie sie nur ein Reumütiger aufbringen kann. Es stellte sich heraus, dass er nach Worms gekommen war, um die Stelle des Stadtarchivars anzutreten, und feststellen musste, dass er ohne hebräische Sprachkenntnisse ein wichtiges Segment der Wormser Stadtgeschichte nicht würde erforschen können. Deshalb hatten er und seine jüngste Tochter Hebräisch gelernt. Dr. Reuter unterrichtete die Sprache an einer örtlichen Oberschule als Wahlfach.

Dr. Reuter erzählte uns, dass in Worms Juden seit über tausend Jahren gelebt hatten. Es gibt sogar eine Archivniederschrift, aus der hervorgeht, dass sie noch vor Christi Geburt in Worms gelebt haben. Er erklärte uns, dass dies wahrscheinlich nicht der Wahrheit entspreche, sondern eher der Versuch sei, die jüdische Ansiedlung auf einen Zeitpunkt vor der Kreuzigung vorzudatieren; von Seiten der Wormser Juden sei damit versucht worden, den Schuldzuweisungen für die Kreuzigung zu entgehen.

In Wahrheit, so Dr. Reuter, hätten die Juden sich wahrscheinlich im 10. und 11. Jahrhundert in Worms niedergelassen. Der Judenverfolgung im Mittelalter entgingen die Wormser Juden nicht; sie wurden während der Pest der Brunnenvergiftung bezichtigt und waren einem Schreckensregime ausgeliefert. Im Jahre 1349 fiel die jüdische Gemeinde einem Pogrom zum Opfer, ihre ursprüngliche Stellung erlangten die Wormser Juden danach nie

wieder. Das Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit verlagerte sich nach Prag und Frankfurt.

Dr. Reuter sagte uns, dass die heutige jüdische Gemeinde ihre berühmte Synagoge, die sogenannte Raschi-Synagoge, wiederaufgebaut hatte. Sie wurde nach der Zeit Raschis gebaut, erhielt aber den Namen des berühmtesten Gelehrten der Stadt. Außerdem gibt es ein wundervolles Museum mit Darstellungen der Geschichte der Wormser Juden.

„Wir hoffen, einer Wiederholung der Geschichte entgegenwirken zu können. Es ist mein Eindruck, dass die Zahl derjenigen wächst, die gewillt sind, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Die Zukunft der Wormser jüdischen Gemeinde können wir nicht voraussagen. Dies ist eine echte Synagoge der Diaspora. Sie wartet auf die Rückkehr der Juden.“

Wieder im Bus in Richtung Bonn, sagte Sara Jane Bloomfield, eine Teilnehmerin aus Washington, dass der Besuch des Museums und der Raschi-Synagoge für sie in gewisser Weise trauriger war als der Besuch in Dachau. Er hätte gezeigt, wie jüdisches Leben in der jüngsten Vergangenheit ausgesehen hatte. Er hätte gezeigt, was verloren gegangen sei.

Einige Teilnehmer aus unserer Gruppe hatte der Besuch des Museums dazu inspiriert, sich in ihrem Leben verstärkt um jüdische Belange zu kümmern, um so den Fortbestand des Judentums als eines lebendigen Wesens, nicht als Schaustück in einem Museum, zu sichern.

Es war ein lehrreicher Tag im Hinblick auf den Nutzen von Erinnerungen. Für die Stadt Worms waren Erinnerungen ein Vehikel für öffentliche und konstruktive Buße, was unsere Gruppe tief bewegt hat. Gleichzeitig wurden wir als Juden von diesem Akt der Buße dazu inspiriert, uns mehr unserem reichen Erbe und der lebendigen Zukunft zu widmen. Die Situation, dass eine Gruppe von Juden durch deutsches Zutun dazu gebracht wird, sich ihres Jüdischseins stärker zu besinnen, als ironisch zu bezeichnen wäre zu einfach. Ich bevorzuge die Bezeichnung „inspirierend“.

Joyce Follman (1984 & 1988)

Rückblick ...

Am AJC/KAS-Austauschprogramm habe ich 1984 und 1988 teilgenommen, – vor dem Mauerfall und vor der Wiedervereinigung der Bundesrepublik Deutschland mit der Deutschen Demokratischen Republik. Im vergangenen Juni fuhr ich noch einmal nach Berlin, um an der Vorbereitung zur 25-Jahrfeier des Austauschprogramms teilzunehmen. Während meines Aufenthaltes traf ich mit der Gruppe des Jahres 2004 zusammen und habe einige Programmpunkte mitgemacht.

Wenn ich über meine Reiseerfahrungen innerhalb der letzten 20 Jahre nachdenke, wird mir der ungeheure Einfluss bewusst, den das Austauschprogramm auf mein Leben als Erwachsene genommen hat. In früheren Jahren hatte ich erfahren, welche Möglichkeiten, Risiken und Gewinne das Bauen von Brücken zwischen entfremdeten Völkern und Nationen mit sich bringen kann. Diese Wertvorstellungen und meine Auffassung von respektvollem Dialog begleiteten mich dann in meiner Zeit als Mandatsträgerin, in den Jahren als ehrenamtlich Tätige und als Mutter. Heute wird mir klar, dass vieles von dem, was ich im Kleinen und Großen erreicht habe, geprägt war von dem Bestreben, Fehlinformationen zu zerstreuen und Vertrauen zu fördern.

Die Abende bei deutschen Gastgebern sind ein Schlüsselement der Gestaltung der Austauschprogramme. Auf der Mikroebene zeigt der Vergleich meiner Erfahrungen aus den Jahren 1984 und 2004, wie sehr unsere Partner von der Konrad-Adenauer-Stiftung daran gearbeitet haben, das Wissen über Deutschlands jüngste dunkle Vergangenheit und ihren Traum von einer demokratischen Gesellschaft miteinander in Einklang zu bringen.

In Bonn, 1984 noch Regierungssitz, besuchte ich ein junges Paar in meinem Alter und ihr Baby. Kurz vorher war in Westdeutschland Hermann Wouks TV-Miniserie „Der Feuersturm“ gesendet worden. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob die amerikanischen Juden die Generation damaliger Kleinkinder für die Taten der Elterngeneration verantwortlich machen würden. Es war eine ängstliche Frage.

In Berlin, dem neuen Regierungssitz, besuchte ich 2004 ein junges Paar im Alter meiner Kinder. Sie erzählten, dass die Schule und das Elternhaus sie zur Verabscheuung von Krieg und Gewalt und zu respektvoller und nachdenklicher Skepsis gegenüber der politischen Führung erzogen habe. Sie hatten den Wunsch, mir ihre zustimmende Haltung für Deutschlands Ablehnung der amerikanischen Invasion des Iraks zu erläutern. Ihre Worte spiegelten Selbstvertrauen und eine gefestigte deutsche Identität wider.

Das AJC/KAS-Austauschprogramm ist ein Mittel von vielen, das die Deutschen in den vergangenen 60 Jahren eingesetzt haben, um ihrem Land durch die Berufung auf friedens- und freiheitserhaltende Maßnahmen und der Einhaltung von Recht und Gerechtigkeit einen rechtmäßigen Platz unter den westlichen Nationen zu verschaffen.

Die eigene Vergangenheit zu verstehen und die Verantwortung dafür zu übernehmen, ist ein Schlüsselfaktor für Deutschlands Erfolg. Es war mir eine besondere Ehre und ein persönlicher Gewinn, durch das Austauschprogramm an der Versöhnung und dem Brückenbau beteiligt gewesen zu sein.

Kenneth Gold (1992)

Am Adenauer-Austauschprogramm habe ich 1992 teilgenommen. Mir war es nie in den Sinn gekommen, nach Deutschland zu reisen, aber als das AJC mich fragte, ob ich mitfahren wolle, musste ich nicht überredet werden. Meine Ansichten über Deutschland stammte größtenteils aus Büchern und Filmen über den Zweiten Weltkrieg, und mir war klar, dass es noch viel mehr zu erfahren gab. Ich wusste auch, dass Deutschland viele Anstrengungen unternommen hatte, um Israel zu unterstützen. Mithin war mir auch bekannt, dass die heutigen Deutschen nicht unbedingt in die Fußstapfen ihrer Vorfahren aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts getreten sind. Aber dies wollte ich selbst sehen und hören.

Im Laufe des Besuchsprogramms lernten wir viele Menschen kennen, darunter Politiker, Journalisten, Geschäftsleute und Schüler. Die meisten von ihnen waren sehr freundlich, offen und sehr an Gesprächen mit unserer Gruppe und an uns als Amerikanern und Juden interessiert. Sie hatten Interesse daran, etwas über uns zu erfahren und uns Deutschland nahe zu bringen – in erster Linie, weil es demjenigen der Nazi-Ära nicht mehr ähnelt. In mir entstand der Eindruck, dass die Deutschen die Demokratie sehr schätzen, dass sie großen Wert auf die Beziehungen zu den USA legen, dass viele Deutsche den Willen haben, sich entschlossen mit ihrer Nazi-Vergangenheit auseinander zu setzen, und dass viele Deutsche Nationalismus als etwas Gefährliches und Vermeidbares ansehen. Ich bekam das Gefühl, dass einige Deutsche den Hang ihres Volkes zu extremem Nationalismus fürchten, und dass dies zu einer Art Gegenextremismus wider den Nationalismus geführt hat.

Wir wurden mit großem Respekt behandelt und erlebten die ausgezeichnete Gastfreundschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung, der ich meine herzliche Dankbarkeit ausdrücken möchte. Ebenso große Dankbarkeit gebührt dem AJC, das mich für dieses bedeutende Austauschprogramm ausgewählt hat. In mir ist ein größeres Verständnis und ein besserer Eindruck von Deutschland und den Deutschen entstanden, und ich hoffe, dass diejenigen, mit denen wir zusammen getroffen sind, Gleiches von jüdischen Amerikanern sagen können. Es war eine überwältigend positive Erfahrung, und ich hoffe, dass das Austauschprogramm noch viele Jahre fortgesetzt wird.

Einige besondere Beobachtungen, die möglicherweise von Interesse sind, möchte ich hier wiedergeben:

Ich war fasziniert davon, in einem Land zu sein, das mich vor weniger als 50 Jahren ohne Verschulden meinerseits ermordet hätte, allein aufgrund der Tatsache, dass es mich gab. Ich denke insbesondere an ein Gespräch, das mir zeigte, dass zumindest manche Deutsche dazu neigen, die Vergan-

genheit zu verbrämen. Während eines Abends bei deutschen Gastgebern sprach ich mit einem Mann über die Bundeswehr. Er erwähnte, dass sein Vater im Zweiten Weltkrieg in der SS gewesen sei und dass es sich bei den meisten SS-Mitgliedern um „ganz normale Kerle“ gehandelt habe, die versucht hätten, in einer üblen Situation zu überleben. Ich war überrascht, dass er mir dies erzählte. Ich wollte ihn nicht beleidigen oder eine Szene machen, daher war mein erster Gedanke nichts zu antworten. Doch dann stellte ich mir die Seelen der Ermordeten vor, die unsere Unterhaltung beobachteten und sich verraten fühlten, weil einer der ihren nicht imstande war, ihr Andenken zu verteidigen. Nach allem, was sie durchgemacht hatten, war das Mindeste, was ich tun konnte, meine Stimme zu erheben. Daher sagte ich, dass ich keinesfalls damit einverstanden sein könne, dass wer in der SS gedient habe, ein ganz normaler Bürger sein könne. Das galt vielleicht für Soldaten, die zum Wehrdienst eingezogen wurden, aber nicht für die SS, einen Verband von Freiwilligen, mit besonderen Privilegien als Gegenleistung für ihre Bereitschaft, ein besonders schmutziges Handwerk zu erledigen. Der Mann nickte, damit war unser Gespräch beendet, und der Rest des Abends verlief ohne weitere Vorkommnisse.

Des Weiteren erinnere ich mich an eine Unterhaltung mit einem jungen Mann, der vom „deutschen Volksstamm“ sprach. Ich fragte ihn, ob man einen Juden als dem deutschen Volksstamm zugehörig bezeichnen könne. Er wunderte sich, dass jemand dies als Möglichkeit in Betracht zog – die Antwort war ein klares „Nein“, obwohl er zugestand, dass ein Jude Bürger des deutschen Staates sein könne. Ich glaube nicht, dass diese Antwort unbedingt antisemitisch gefärbt war, aber sie sagte mir etwas darüber, warum selbst die größten Bemühungen der Juden, sich zu assimilieren und deutscher zu sein als die Deutschen, zum Scheitern verurteilt waren – in der Vergangenheit und mit größter Wahrscheinlichkeit auch in der Zukunft. Ich vermute, dass dies ebenfalls für das restliche Europa gilt. In mir wuchs die Erkenntnis, dass nur wenige Amerikaner „die Amerikaner“ als „Volksstamm“ ansehen.

Als wir in Buchenwald waren, trafen wir mit einem alten Mann und seiner Frau zusammen. Er erzählte uns, dass er Jude sei, aus der Gegend von Cleveland stamme und als junger Mann im Lager gefangen gehalten worden sei. Weiter erzählte er, dass dies sein erster Besuch hier seit der Befreiung sei. Ich hatte viele Fragen an ihn, hatte aber das Gefühl, dass wir ihn und seine Frau mit ihren zweifellos sehr starken Emotionen in Ruhe lassen sollten.

Ich machte viele Fotos vom Lager. Alle sind etwas geworden, außer dem Foto des Krematoriums, das unscharf und verschwommen herausgek-

men ist, so als ob meine Hand gezittert hätte. Es ist unheimlich, denn ich erinnere mich nicht daran, dass meine Hand beim Fotografieren gezittert hätte, und alle anderen Bilder sind scharf.

Ebenfalls in Buchenwald sahen wir eine Gruppe deutscher Schüler auf der Wiese sitzen. Ich hörte, dass sie über ein Buch oder ein Theaterstück mit dem Titel *Bruder Eichmann* diskutierten, in dem offenbar die Banalität des Bösen beschrieben wird – wie eine nüchtern denkende, eher unscheinbare Person unglaublich Böses begehen kann. Ich war froh darüber, dass dies Teil ihres Lehrplans ist, und nahm es als Beweis dafür, dass das heutige Deutschland gewillt ist, sich offen mit seiner Vergangenheit auseinander zu setzen.

In Erfurt trafen wir mit Juden zusammen, unter ihnen ein Mann, der in Buchenwald interniert und nach dem Krieg dorthin zurückgekehrt war. Ich fragte ihn, wie er denn mit Menschen zusammenleben könne, die zumindest stillschweigende Mitbeteiligte an der Shoah gewesen waren. Er antwortete, dass wenn er nicht zurückgekommen wäre, die Nazis gewonnen hätten. Ich fragte ihn, ob er glaube, dass seine Kinder und Enkel als Juden eine Zukunft in Deutschland hätten, und er antwortete, dass er sich dessen nicht sicher sei. Ich bin selbst unsicher, wie man den Widerspruch zwischen seinem Wunsch, Hitler durch seinen Verbleib in Deutschland zu besiegen, und seinem Eingeständnis, dass seine Nachkommen möglicherweise nicht hierhin gehören, erklären kann.

Wir trafen noch mit weiteren Juden zusammen, darunter einige aus der früheren Sowjetunion. Leider muss ich sagen, dass die meisten Juden, die ich kennen gelernt habe, Angst zu haben schienen, sich offen zu ihrer Religion zu bekennen oder für jüdische Rechte oder gegen Anti-Zionismus einzutreten. Ich glaube, dass dies ein Hinweis für ihr mangelndes Vertrauen in die eigene Sicherheit als Juden in Europa ist. Damals glaubte ich, und tue dies heute in noch stärkerem Maße, dass dieses mangelnde Vertrauen berechtigt ist.

Ich danke für die Möglichkeit, Ihnen meine Gedanken und Erinnerungen mitzuteilen.

Herman „Hy“ Algazi (1993)

Den größten Teil meines Erwachsenenlebens habe ich damit verbracht, über Deutschland und die Deutschen zu lesen, zu forschen und mich damit zu quälen.

Wie konnte es in einer Kulturnation, die auf den Gebieten der Musik, Wissenschaft, Kunst, Medizin, Psychiatrie, des Ingenieurwesens, der Dicht-

kunst, Literatur, Pädagogik und Industrie Größen hervorgebracht hat, jemals zur Ungeheuerlichkeit des Holocaust kommen?

Sind alle Deutschen böse? Ist das Böse auf ewig in ihrem Erbgut eingebrannt? Waren die meisten Deutschen „Hitlers willige Vollstrecker“, wie Daniel Goldhagen in seinem Buch behauptet?

Die Deutschen, Deutschland und alles, was damit zu tun hat, habe ich Zeit meines Lebens abgelehnt, mit Misstrauen betrachtet, gehasst und gefürchtet. Ich hatte mir geschworen, nie deutschen Boden zu betreten. Ich habe mich ganz offen dazu bekannt, dass eine andauernde Teilung Deutschlands mir sehr gefallen würde, im besten Interesse der Welt und allen Deutschen eine ewige Mahnung an ihre Verbrechen gegen die Menschlichkeit sei. Es beunruhigte mich sehr, dass Gorbatschow und die Russen den Beschluss fassten, sich aus Ostdeutschland zurückzuziehen, und das Land vereinigt wurde.

Meine Frau reiste damals nach München, um einen Wagen abzuholen. Sie besuchte Dachau und verließ Deutschland sofort, nachdem die Fahrzeugpapiere unterschrieben waren. Sie wollte nie wieder nach Deutschland ...

1993 erhielt ich die Gelegenheit, am AJC/KAS-Austauschprogramm teilzunehmen. Mir war nicht klar, ob offene, aufrichtige Gespräche mit deutlichen Worten zu erwarten waren. Vor Reiseantritt wurden wir über Fragestellungen, Gesprächsthemen, Geschichte, aktuelle Ereignisse und Verhaltensweisen aufgeklärt. Wir wurden ebenfalls über die deutschen Gastgeber informiert.

Ich reiste mit meiner Gruppe quer durch Deutschland, traf sowohl mit offiziellen Vertretern als auch mit deutschen Oberschülern zusammen. Unsere Gespräche waren teils formell, teils informell. Wir wurden in Regierungsgebäuden und in Privathäusern empfangen. Dies alles fühlte sich nach einer völlig anderen Erfahrung an.

Und es schien als wäre es ein ehrlicher und offener Austausch. Gelegentlich war es schwer, Gefühle und Vorurteile auszudrücken, doch wir alle – Amerikaner und Deutsche – schienen damit klarzukommen.

Ich bekam einen völlig anderen Eindruck von dieser neuen Generation von Deutschen und ihrem Land. Ich lernte, diese neuen Menschen für die Gräueltaten ihrer Vorgängergeneration nicht verantwortlich zu machen. Ebenso beeindruckt und bewegt war ich von den Bemühungen des neuen Deutschlands, die Vergangenheit zu bewältigen sowie ihre gegenwärtige und zukünftige Generationen über Völkermord und den Holocaust aufzuklären.

Natürlich weiß ich, dass Gastgeber üblicherweise ihren Gästen eine gut inszenierte Vorstellung bieten und dabei ihr Sonntagsgesicht aufsetzen. Dennoch habe ich den Eindruck gewonnen, dass man versuchte, alles auszusprechen, und nichts zu vertuschen!

Das AJC/KAS-Austauschprogramm hat geleistet, was von ihm erwartet wurde. Es hat mir zu einer anderen Wahrnehmung der deutschen Wirklichkeit und des neuen deutschen Volkes verholfen.

Etwa 20 offizielle Vertreter waren später Gäste beim AJC in den Vereinigten Staaten und besuchten eine Reihe unserer Chapter. Bei ihrer Ankunft in Orange County, California, war unser Chapter Gastgeber einiger Gesprächsrunden und eines Abendessens. Der Gedankenaustausch zwischen unseren beiden Gruppen war wiederum prägnant und geprägt von Offenheit, Aufrichtigkeit und Deutlichkeit.

Ich war beeindruckt, dass wir gemeinsam dazu fähig waren, unsere Gefühle, Zorn, Bestürzung und Verwirrung darüber auszudrücken, dass ein aufgeklärtes Volk Zeuge und Beteiligte an diesen grausigen Ereignissen gewesen war.

So sehr wir auch wünschen, die Vergangenheit begraben zu können, so einmütig waren wir alle der Auffassung, dass dies auch in Zukunft unmöglich und auch nicht wünschenswert sei. Daher setzen wir den Dialog und den Meinungs austausch fort. Wir müssen noch mehr Brücken bauen.

Eine kleine Bemerkung am Rande: Meine Frau Linda war von dem Treffen in Orange County nach ihrem Gespräch mit einer „wunderbaren und intelligenten“ deutschen Pfarrerin ebenfalls beeindruckt. Meine Frau ist einverstanden, mich nach Berlin zu begleiten.

Das AJC/KAS-Austauschprogramm hat uns in bedeutsamer Weise positiv beeinflusst.

Louisa Kasdon (1993)

Als ich nach Deutschland kam, war ich entschlossen, als Politikwissenschaftlerin und Journalistin und nicht als Jüdin zu reagieren. Einen großen Teil meines Erwachsenenlebens hatte ich damit verbracht, durch Europa, vor allem durch die Schweiz, zu reisen, hatte mich aber beharrlich jeder Gelegenheit verweigert, Deutschland beruflich oder zum Vergnügen zu besuchen. Unsere Reise fand ein knappes Jahr nach der Wiedervereinigung statt, und es schien (zumindest damals) klar zu sein, dass Deutschland das wirtschaftliche Kraftwerk sein würde, das Europa mit Energie versorgen und die Europäische Gemeinschaft dominieren werde. Es war offensichtlich, dass ich als interessierter Mensch hinfahren müsste.

Ich landete in Frankfurt, ziemlich unbeeindruckt von der deutschen Umgebung. Fühlte mich ausgesprochen wohl, war das Musterbeispiel einer abgestumpften Journalistin – bis ich in den Zug stieg. Als der Zug den Bahnhof verließ und ich das Wort „Achtung“ über den Lautsprecher hörte, stockte mir der Atem.

Ich machte mir Selbstvorwürfe, dass ich so heftig auf einen Ton und einen Sinnzusammenhang reagiert hatte, der wohl eher auf Hollywood als auf den Holocaust passte, und verdrängte die Erinnerung an diesen Augenblick. Im Hotel angekommen, traf ich auf die restliche Gruppe und ging mit professioneller Distanz zu allen vorgeschriebenen Terminen. Wir trafen mit jungen und älteren Deutschen zusammen, mit Juden und Christen, Rabbinern und Zeitungsverlegern. Die Fragen liegen für einen Journalisten in Deutschland auf der Hand, und ich bin mir sicher, eine Menge dieser Fragen gestellt zu haben. Alles war sehr kopfgesteuert – bis der Besuch eines Konzentrationslagers anstand. Es sollte ein Lagerbesuch „light“ werden, da es sich nicht um Auschwitz oder Dachau, sondern um ein zweitrangiges Lager handelte. Eines, in dem Menschen eher verwaltungsmäßig abgewickelt wurden als eines, in dem Menschenleben beendet wurden.

Dieser Besuch hat in mir jedweden Anspruch auf professionelle Distanz erschüttert. Ich war aufgelöst. Jeder Eintrag in den peinlich genau geführten Tagebüchern, jeder Wachturm, der kalte Zement der Arrestzellen, alles war wie ein elektrischer Schlag, und ich weinte wegen eines Schreckens, den ich nie erlebt hatte, wegen einer Zeit, die mir erspart geblieben ist, wegen der Menschenleben, die mit meinem nie in Berührung gekommen waren. Doch sie waren mit mir in Berührung gekommen, wenn auch nur durch Filme, Memoiren und die lange, grauenvolle Geschichte jüdischen Märtyrertums, der ich in der Sonntagsschule, zu Hause und in meinem Alltagsleben begegnet bin. Der Besuch im Konzentrationslager hat mich klein fühlen lassen und mich in eine beständige Furcht um mein Jüdischsein versetzt. Angstvoll und zugleich dessen bewusst, dass mein Leben als amerikanische Jüdin in ruhiger Gelassenheit verläuft. Ich glaube, dass ich mich wie auf einem Segelboot mitten auf dem Ozean fühle, während am Horizont ein Sturm aufzieht. Vielleicht ein Wirbelsturm. Ein kleines, unbedeutendes Nichts, das in heiterer Entrückung vor sich hindümpelt, bis es von einer mächtigen Kraft erfasst wird.

Seit der Reise mit der Adenauer-Stiftung bin ich von dem Gefühl, vom Strom des weltweiten Antisemitismus persönlich betroffen zu sein, wie von einer ständigen Schicht umgeben, einer Art Prisma, das die Lichtstrahlen meines Denkprozesses bricht. Ich reise beruflich sehr viel, von Ruanda nach Nepal, von Kenia nach Marokko, von der Türkei nach Mikronesien. Und sehr

häufig nach Westeuropa. Überall, wo ich bin, verspüre ich den Antisemitismus in seiner Schärfe, seien es Rassenvorurteile gegenüber den Tutsi in Ruanda, oder Muslimen in Thailand, oder Juden in Marokko. Ich glaube zu verstehen, was es heißt, ein unschuldiges und glückloses Ziel des Hasses zu sein.

Ich reise geschützt durch meinen amerikanischen Reisepass, aber verletztlich durch mein jüdisches Erbe.

Debra N. Diener (1994)

Was mir die Erfahrung mit dem Adenauer-Austauschprogramm bedeutet

Die Redensart von einer „Erfahrung, die das Leben verändert“ wird so häufig zur Beschreibung mancherlei Arten von Erlebnissen verwendet, dass sie fast zu einem Klischee geworden ist. Dennoch gibt es keine andere Beschreibung, die so prägnant die Bedeutung wiedergibt, die das Adenauer-Austauschprogramm für mich hatte. Meine Teilnahme hatte in vielerlei Hinsicht dauerhafte Nachwirkungen, sowohl persönlich als auch beruflich, wobei die positiven Auswirkungen zwischen beiden Polen pendeln.

Die unmittelbarste Auswirkung war meine Entscheidung, nach Deutschland zu reisen. Ein Land, das ich vorher nicht kannte und das ich außer aus beruflichen Gründen sicherlich nie besucht hätte. Deutschland niemals zu bereisen hätte es mir sehr leicht gemacht, wäre sehr bequem und ja, auch sehr passend gewesen, um meine vorgefasste Meinung und meine Vorurteile über Deutschland zu pflegen. Das Adenauer-Austauschprogramm brachte mich dazu, mich mit dieser Haltung auseinander zu setzen und mit Realitäten fertig zu werden, die ich beschlossen hatte, zu ignorieren. In erster Linie hatte ich auf die Verfestigung meiner vorgefassten Meinung über das deutsche Volk gesetzt. Auch wenn mir klar ist, dass wir mit ganz besonderen offiziellen Vertretern zusammenkamen, haben diese Gespräche wie auch die zufälligen „touristentypischen“ Begegnungen mit anderen Deutschen während unserer Reise mir meine eigenen Vorurteile vor Augen geführt und mich davor bewahrt, alle Deutschen in einen Topf zu werfen, und mir die Chancen eröffnet, die Menschen als das kennen zu lernen, was sie sind – als Deutsche, nicht als Symbole. Die Erkenntnis, dass ich eine solche tief verwurzelte Haltung gegenüber Deutschen hatte, ohne jemals persönlich mit ihnen zusammengetroffen zu sein, war für mich eine wichtige Lektion und eine Prüfung meiner eigenen Wahrnehmung.

Dieser Aspekt meiner Reiseerfahrung kam mir beruflich sehr zustatten, da ich wenig später meine Arbeit für die US-Delegation der unter Federführung der G8-Staaten stehenden „Transnationalen Arbeitsgruppe zur orga-

nisierten Kriminalität“ begann. Meine Tätigkeit erforderte in zahlreichen Themenbereichen eine enge Zusammenarbeit mit der deutschen Delegation. Ich war in der Lage, erfolgreiche Arbeitsbeziehungen zu den deutschen Delegierten zu knüpfen, weil ich auf sie als Individuen und nicht als Stereotypen zugehen konnte. Dies schreibe ich meiner Erfahrung mit dem Adenauer-Austauschprogramm zu.

Aus diesen und anderen Gründen, die ich wegen ihrer großen Zahl nicht anführen werde, war mir die Teilnahme am Adenauer-Austauschprogramm eine dauerhafte Hilfe, für die ich dankbar bleibe.

Dottie Bennett (1995)

Ich hatte die große Ehre, Deutschland im Rahmen des AJC/KAS-Austauschprogramms im Jahre 1995 zu besuchen. Die Reise war eine Erfahrung, die mein Leben verändert hat.

Ich stamme aus einer deutschen Familie. Meine Mutter wurde in Mannheim geboren, mein Vater in Straßburg. Nachdem es meinem Vater gelungen war, einen sicheren Hafen für die Familie zu finden, kamen meine Eltern Ende 1939 in die Vereinigten Staaten. Hier kam ich 1941 zur Welt. Ich bin deutschsprachig aufgewachsen und merkte früh, dass meine Eltern über Deutschland, insbesondere das Nachkriegsdeutschland, unterschiedlicher Auffassung waren. Meine Mutter hasste Deutschland, mein Vater hingegen hegte einen widerwilligen Respekt für das Land. Niemals konnte oder wollte er die Geschehnisse des Holocaust vergeben. Aber er sah ein, dass das Leben weitergeht und dass niemand die Geschichte anhalten kann. Diese Einstellung hat auch mich geprägt. Mein Vater pflegte meinen Schwestern und mir mit Stolz zu erzählen, dass er Deutscher und Jude sei. Er war auf beide „Etiketten“ stolz.

Meine Erfahrung mit dem Austauschprogramm war insofern für mich wichtig, als ich feststellen durfte, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung politische Bildung und Toleranz vermittelt und auf dem Gebiet der Demokratieförderung in vielfältiger Weise tätig ist. Dies hat meine Hoffnung gestärkt, dass das Vergangene sich nicht wiederholen kann und nicht wiederholen wird.

Ein Teil der Reise führte mich nach Berlin. Obwohl ich vorher schon einige Male in Deutschland gewesen war, war dies mein erster Besuch in der wiedervereinigten Stadt. Hier zu sein, in so naher Nachbarschaft zu den beschlagnahmten Werken der Familien Adler und Oppenheim, war für mich eine emotionale Achterbahnfahrt. Seit 1978 hatte meine Familie versucht, ihr gestohlenen Eigentum zurückzuerlangen. Obwohl wir niemals wirklich

an einen Erfolg geglaubt hatten, verwandten wir aus grundsätzlichen Erwägungen für kommende Generationen die nächsten 15 Jahre darauf, unser rechtmäßiges Eigentum wieder zu erlangen. 1994 kamen Geldzahlungen. Ich bekam eine nicht unerhebliche Summe und wusste, dass ich mit dem Geld etwas Gutes tun wollte. Während des Austauschprogramms habe ich die Gedenkstätte der Bücherverbrennung gesehen. Ihre Einfachheit und klare Botschaft haben mich überwältigt. Der Versuch, jüdische Denker und ihren Kreativprozess auszulöschen, hat jüdisches Wesen bis ins Mark getroffen. In diesem Augenblick wusste ich, was ich mit dem Geld machen würde. Zum Gedenken an meinen Vater, für den Deutschland immer die „Heimat“ geblieben war, würde ich es Deutschland in Gestalt einer amerikanisch-jüdischen Bibliothek zurückgeben. Wegen der Umsetzung meiner Idee in die Tat wandte ich mich an das American Jewish Committee und Davis Harris. Das AJC war damals die einzige amerikanische jüdische Organisation mit Büros in Deutschland und einer Vertretung in Berlin. Der Rest ist Geschichte. Die *Dr. Hans Adler Library*, die Bücher amerikanisch-jüdischer Autoren und Werke über die deutsch-amerikanisch-jüdischen Beziehungen umfasst, ist ein Zeugnis für den Fortbestand von Beziehungen über alle Widrigkeiten hinweg. Ich bin stolz darauf, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung weiterhin Partnerschaften und damit auch Freundschaften fördert. So hat sich für mich der Kreis geschlossen. Wir sind eine deutsche Familie, wir haben materiell gelitten. Es war mir möglich, aus einer positiven Haltung heraus, Deutschland einen Beweis für die stolze Geschichte der deutschen Juden zurückzugeben. Die Leitprinzipien von *tikkun olam* (die Welt heilen) und *tzedakah* (gute Taten oder Barmherzigkeit) geben uns die Hoffnung, aus der Vergangenheit lernen und der Zukunft entgegenzusehen zu können.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung spielt bei meinen fortgesetzten Bemühungen um die Weiterentwicklung der transatlantischen Beziehungen eine bedeutende Rolle. Je mehr wir miteinander sprechen, desto mehr lernen wir. In den Jahren seit meiner ersten Kontaktaufnahme mit der Stiftung habe ich viele Freunde gewonnen. Ein besonderes Verhältnis entwickelte sich zu Volkmar Schultz, der meine Vorliebe für Skulpturen von Ernst Barlach teilt. Ich bin stolz darauf, viele deutsche Delegationen des Austauschprogramms in meinem Haus empfangen zu haben. Von ihnen habe ich viel gelernt.

Ich wäre nachlässig, würde ich nicht auch einen tragischen Vorfall erwähnen, der sich in unserer Gruppe ereignet hat. Ein Teilnehmer aus unserer Gruppe, Michael Blum aus Chicago, verstarb während der Reise. Es war ein erschütterndes Erlebnis. Morgens im Bus lasen wir üblicherweise gemeinsam die *Herald Tribune*, abends teilten wir uns eine Flasche Wein, ließen das Programm des Tages Revue passieren oder sprachen über unsere Enkel.

Dr. Michael Lange und Gene DuBow sind mit viel Fingerspitzengefühl und Würde mit diesem schmerzlichen Verlust umgegangen. Ohne ihre behutsame Betreuung hätte unsere Reise nicht fortgesetzt werden können. Aus nächster Nähe haben wir die Zerbrechlichkeit des Lebens erlebt. Heiner Sussebach, dessen Tätigkeit als Dolmetscher eine Meisterleistung war, bot uns die breite Schulter an, an die wir uns lehnen konnten. Ich trage die vielen Erfahrungen dieser Reise immer noch in mir. Mein Wissen über Deutschland und Fragen der Politik, Gesellschaft und Wirtschaft, die den täglichen Gesprächsstoff bilden, erweitere ich ständig. Nach Deutschland reise ich jedes Jahr und nehme an den Sitzungen des deutsch-amerikanischen Beirats des Berliner AJC-Büros teil. Meine Beziehung zu Deutschland entwickelt sich weiter. Es war eine große Ehre, ein „Adenauer“ gewesen zu sein.

Bonnie M. Orkow (1997)

Ich wurde Ende des Zweiten Weltkrieges in einem christlich geprägten Elternhaus geboren, in dem beim Abendessen im Familienkreis allabendlich über Fragen der Weltpolitik und des Holocaust gesprochen wurde. Die Einstellung meiner Eltern war israelfreundlich, sie interessierten sich sehr für die Belange des jüdischen Volkes. Während meiner Schulzeit war ich mit dem einzigen jüdischen Jungen meiner Klasse befreundet. Als ich dann zum jüdischen Glauben übertrat, waren meine Eltern keinesfalls überrascht – sie hatten sogar viel Verständnis für diesen Schritt. Die Belohnung für meine bestandene Schulabschlussprüfung war eine Europareise, ich besuchte 13 Länder in zehn Tagen. Deutschland war auch dabei – das einzige Land, das mir nicht gefiel. Zwanzig Jahre nach dem Holocaust waren die Deutschen verbittert, übellaunig und äußerst unfreundlich im Umgang mit amerikanischen Jugendlichen. Ich schwor mir, nie wieder herzukommen.

Doch meine Bewunderung für die Arbeit des American Jewish Committee ließ mich diesen Entschluss revidieren. 1997, während meiner Amtszeit als Vorsitzende des AJC-Chapters von Colorado, überredete man mich, am AJC/KAS-Austauschprogramm teilzunehmen. Sollte das AJC eine Reise nach Deutschland für sinnvoll erachten, würde ich natürlich fahren. Gleichzeitig fürchtete ich mich davor, nach der Ankunft in Deutschland von Propaganda überflutet zu werden.

Auf der Hinreise machte ich in London einen Zwischenstopp bei Dr. Anthony Lerman, dem Direktor des *Institute for Jewish Policy Research*. Das Institut hatte in seinem Jahresbericht über Antisemitismus 1997 eine „weitere Abnahme antisemitischer Erscheinungen und Äußerungen“ und „den tiefsten Stand antisemitischer Tendenzen im 20. Jahrhundert in Deutschland“

festgestellt. Der Bericht machte für die unmittelbare Zukunft keine ernsthaften Probleme auf diesem Gebiet aus. Ich fühlte mich für einen Deutschlandbesuch gewappnet.

In Deutschland angekommen, sah und hörte ich Eindrucksvolles über die Entschlossenheit, Israel zu ehren – es nicht nur finanziell zu unterstützen, sondern Juden im Land willkommen zu heißen. Die Stimmen in meinem Kopf mahnten mich weiterhin zur Achtsamkeit, der nächste Antisemit würde sicher nicht lange auf sich warten lassen. Ich hörte offizielle Erklärungen, deren Tonfall beschwichtigend und hilfsbereit war, jedoch drehte sich das Tonband in meinem Kopf ständig weiter: Wann würde das wahre Deutschland sein hässliches Haupt erheben? Es erhob sich nicht. Am Ende des Aufenthalts war ich ziemlich sicher, dass Deutschland große Anstrengungen unternommen hatte, seine Rhetorik, seine Überzeugungen, seine Handlungsweise zu ändern.

Ich bin eine der (fast) sechs Millionen.
Dennoch bin ich ein Schatten meines früheren Selbst.
Ich bin ein Überbleibsel meines Volkes.
Ich bin eine amerikanische Jüdin. (Oktober 1997)

Ich freue mich sehr auf die Jubiläumsfeier. Ich freue mich, weitere Veränderungen in der deutschen Rhetorik, den deutschen Überzeugungen und der deutschen Politik fest zu stellen. Ich glaube daran, dass diese besondere Feier von großem Nutzen sein wird und ich möchte ein Teil dieser evolutionären Wende sein.

Daniel J. Spiegel (1997)

Erinnerungen an unser wunderbares Adenauer-Abenteuer in Deutschland

Wer hat gesagt, dass sich Chancen nur einmal bieten? Für mich gilt dies jedenfalls nicht. Gene DuBow hatte mich gefragt, ob ich am 16. KAS-Austauschprogramm teilnehmen könnte, was ich damals ablehnen musste. An einem schönen Frühlingstag 1997 in Minnesota rief Gene wieder an, und ich sagte meine Teilnahme am 17. Austauschprogramm zu.

Das KAS-Austauschprogramm ist so angelegt, dass einer kleinen Gruppe von AJC-Mitgliedern und sonstigen Interessenten die Möglichkeit geboten wird, zehn Tage lang rund um die Uhr zusammenzusein und an den geplanten und ungeplanten Programmpunkten teilzunehmen.

Ich wäre nachlässig, wenn ich nicht noch einmal Gene DuBow, unserem Koordinator Frank Spengler und unserem Dolmetscher Heiner Sussebach

herzlich für all das danken würde, was sie getan haben, um meinen Besuch in Deutschland zu einem so bemerkenswerten Ereignis zu machen.

Berlin: eine wundervolle Großstadt, die damals zur neuen deutschen Hauptstadt umgestaltet wurde. Besonders bemerkenswert war unser Treffen mit Hans-Joachim Gauck, dessen Arbeit für die später als „Gauck-Behörde“ bekannte Einrichtung, die sich mit den Auswirkungen der Tyrannei der ehemaligen DDR befasst, damals begann. Wir trafen auch Dr. Nachama und andere führende Persönlichkeiten sowie Mitglieder der Berliner jüdischen Gemeinde. Wir verbrachten einen wunderbaren Schabbat-Abend in einer Synagoge (das Abendessen hatte zuvor in einem schönen Gemeindezentrum stattgefunden), die den Zweiten Weltkrieg nur deshalb unbeschadet überstanden hatte, weil der Eingang das dahinter liegende Gebäude verborgen hatte. Wir besuchten die amerikanische Botschaft, fuhren nach Ostberlin, sahen den *Checkpoint Charlie* (und die anderen Grenzposten auf der Straße nach Westen), die Mauer, die Holocaust-Gedenkstätten und hatten auch etwas Freizeit, um mit den anderen Teilnehmern die Stadt zu durchstreifen.

Ich fuhr ein kurzes Stück aus Berlin heraus, um das historische Haus der Wannseekonferenz zu besichtigen. Dort erfuhr ich vieles über die Ereignisse vom Januar 1942, welche die Welt für immer verändert haben – als die Vernichtung der Juden in Europa geplant wurde. Weitere Kurzausflüge machten wir nach Potsdam, wo wir das Schloss Friedrichs des Großen besuchten. Im 18. Jahrhundert war es Friedrich gewesen, der die Juden nach Deutschland geholt hatte.

Erfurt: eine mittelalterliche Stadt, die im Zweiten Weltkrieg und der anschließenden kommunistischen Besatzung durch die Russen so gut wie unzerstört geblieben ist. Das einzige von einem Irrläufer getroffene Gebäude war die Kirche, in der Luther das Neue Testament ins Deutsche jener Zeit, den Vorläufer der heutigen deutschen Sprache, übersetzt hat.

Frielendorf: Auf unserer Busfahrt in Richtung Westen hielten wir in dieser wundervollen Kleinstadt an. Wir trafen den Bürgermeister und besuchten einen uralten jüdischen Friedhof. Die Stadt pflegt diesen Friedhof weiter, obwohl die damaligen Juden deportiert und während des Holocaust ermordet wurden. Zum Gedenken an die sogenannte Reichskristallnacht hatte die Stadt eine größere Veranstaltung am 9. November 1988 organisiert. Bürgermeister und Bevölkerung erweisen den Juden von Frielendorf weiterhin ihren Respekt und ehren ihr Andenken.

Kaserne: Frank Spengler hatte für uns einen Abstecher zu einem Militärlager organisiert, wo wir Panzer des Typs Tiger besichtigen konnten. Wir hatten sogar die Gelegenheit, mit Soldaten der Einheit zum Mittagessen zu-

sammenzukommen. Wer könnte jemals vergessen, wie es in einem dieser riesigen Panzer aussieht?

Bonn die ehemalige deutsche Hauptstadt: So viel Geschichte zu sehen und zu erfahren! Dies ist die Stadt am Rhein, die Bundeskanzler Adenauer ausgewählt und als Hauptstadt der nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland wieder aufgebaut hat. Im Programm war auch ein Abend im Hause Hermes vorgesehen, dem Sohn eines früheren deutschen Botschafters in den USA. Zusammen mit meinen Mitreisenden Cookie Shapiro und Richard Sideman hatte ich die Ehre, einen herrlichen Abend zu verbringen und eine Menge über deutsche Geschichte, das neue Deutschland und über die Familie Hermes zu erfahren. Heiner ermöglichte uns eine Sonderführung durch das Haus der Geschichte und übersetzte und erklärte uns alles. Er zeigte uns auch die römischen Ruinen, die erst kürzlich beim Bau des Museums entdeckt worden waren. Wir trafen auch den amerikanischen Botschafter John Kornblum zum Mittagessen bei ihm zu Hause. Wir in den USA haben Glück, einen solch begabten und engagierten Botschafter für unser Land zu haben.

Frankfurt, unsere letzte Station: Wiederum trafen wir auf sehr viel Historisches, insbesondere auf jüdische Geschichte – beim Rundgang durch das Jüdische Museum und über den jüdischen Friedhof (wo viele prominente deutsche Juden begraben sind), der während des Zweiten Weltkrieges von den Nazis geschändet wurde.

Der emotional aufwühlendste Teil unseres Besuchsprogramms war der Besuch des Konzentrationslagers Buchenwald. Das Lager liegt in unmittelbarer Nähe der wunderschönen Stadt Weimar. Im Haus der Wannseekonferenz hatten wir Fotos von Konzentrationslagern gesehen und ironischerweise standen wir dann genau auf dem Fleck, der auf dem Foto zu sehen war. Wir alle sprachen ein *Kaddisch* (jüdisches Gebet für die Verstorbenen) am Fundament der ehemaligen überfüllten Baracken, in denen die Gefangenen zwangsweise „leben“ mussten und wo sie starben.

Ein besonderer Dank gilt all denen bei der Konrad-Adenauer-Stiftung, die an der Planung des Programms, der Betreuung und Begleitung beteiligt waren und meinen Besuch in Deutschland zu einem lohnenden, lehrreichen und unvergesslichen Erlebnis werden ließen.

Cookie Shapiro (1997)

Das KAS-Austauschprogramm hat in einige meiner lange gehegten Auffassungen und negativen Stereotypen bezüglich der deutschen Politik Bewegung gebracht. Die Menschen, mit denen wir zusammenkamen, waren

offen und schmerzhaft ehrlich, was ihre grauenhafte Vergangenheit angeht, und hatten offenkundig den starken Wunsch, das Verhalten des deutschen Volkes und der Regierung im Umgang mit Bigotterie, und insbesondere mit Antisemitismus, zu ändern. Sie bekannten auch, dass sie immer noch gegen Neonazis vorgehen müssen und in den meisten Fällen erfolgreich sind, gaben aber auch zu, dass Neonazis nach wie vor und auf Jahre hinaus ein Problem darstellten.

Bis heute ist die deutsche Regierung ein guter Freund Israels und der jüdischen Gemeinde in Deutschland. Die Welt ist für ungeschützte Juden ein gefährlicher Ort, wenn sie keinen Schutz durch die Gemeinde und insbesondere durch die Regierung erfahren. Die deutsche Regierung hat strenge Strafen für diejenigen erlassen, die sich antisemitisch verhalten oder die Nähe zu nazistischem Gedankengut erkennen lassen. Solange diese Gesetze befolgt werden, glaube ich weiterhin an die deutsche Regierung als Symbol der Hoffnung. Diese positiven Gefühle sind ebenso wie die dabei geschlossenen, andauernden Freundschaften ein direktes Ergebnis meiner Teilnahme am KAS-Austauschprogramm.

Eva Fishell Lichtenberg (1998)

Als Überlebende des Holocaust aus Tschechien, deren Familie zum größten Teil umgekommen ist, hatte ich immer gemischte Gefühle, wann immer ich nach Deutschland gereist bin. Meine Erfahrungen waren jedes Mal emotionaler und intellektueller Art. Mein Deutschlandbesuch im Rahmen des KAS-Austauschprogramms 1998 war keine Ausnahme. Es war weder meine erste noch meine letzte Reise nach Deutschland, sie war jedoch in vielfacher Hinsicht die bedeutsamste. Sie war einzigartig, hatte ich doch die Gelegenheit, mit Politikern, Journalisten, Geistlichen, Staatsmännern und gewöhnlichen Bürgern an unterschiedlichen Orten zusammenzutreffen und sie zu befragen – was mein Wissen über das heutige Deutschland erweitert und mich dazu gebracht hat, einige meiner vorgefassten Ansichten mit der Wirklichkeit zu vergleichen.

Ich habe den Eindruck gewonnen, dass die Deutschen aufrichtig versuchen, sich mit ihrer Vergangenheit auseinander zu setzen, Verantwortung für den Holocaust zu übernehmen, und entschlossen sind, die Demokratie und ihre Institutionen aufrecht zu erhalten und zu verstetigen. Dabei legen die Deutschen offensichtlich besonderen Wert auf ihre Rolle als europäische Nation und ihre Zukunft als integralem Bestandteil der Europäischen Union. Trotz einiger latenter Zweifel oder Besorgnis bezüglich Deutschlands Fähigkeit, dem wachsenden wirtschaftlichen und politischen Druck widerstehen zu können, ohne dabei in den Totalitarismus zurückzufallen, war ich

im Großen und Ganzen davon überzeugt, dass Deutschland sich ernstlich bemüht, seine Geschichte zu verstehen und seine Vergangenheit zu reformieren.

Die übrigen amerikanischen Teilnehmer waren nicht unbedingt davon überzeugt, dass das Deutschland an der Schwelle zum 21. Jahrhundert ein völlig anderes sein könnte als jenes, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts existierte. In den täglich stattfindenden Diskussionen traten innerhalb unserer Gruppe erhebliche Meinungsunterschiede zutage, und diese waren Stoff für weitere Fragestellungen. Diese Gespräche waren eine Bereicherung der ohnehin vielschichtigen Erfahrungen. Während unserer gemeinsamen Reise entstanden tiefe Beziehungen und eine große Kameradschaft; wann immer wir uns auf Veranstaltungen des AJC treffen, ist die besondere Zuneigung spürbar.

Zu den schönsten Ergebnissen meiner Reise zählt die Freundschaft mit einer Schülerin aus einer Kleinstadt in der ehemaligen DDR, die ich an einem der geselligen Abende in einem Gymnasium kennen lernte. Es war das erste Mal, das diese junge Frau Kontakt zu Juden hatte. Die 17 Jahre alte Stephanie und ich tauschten uns anschließend per E-Mail aus, die Korrespondenz wird bis heute gepflegt. Unser Kontakt ist beständig und regelmäßig. Vor zwei Jahren, anlässlich einer weiteren Reise nach Deutschland, kam Stephanie nach München, um mit meinem Mann und mir dort einen wunderbaren Tag zu verbringen.

Ein weiterer Höhepunkt war der Schabbat-Gottesdienst in einer orthodoxen Berliner Synagoge. In der Vergangenheit brutal aus der deutschen Gesellschaft vertrieben, waren wir in der deutschen Hauptstadt wieder präsent und willkommen, Zeugen von Überleben und Lebenskraft. Neben mir, auf den ausschließlich für Frauen vorgesehenen Sitzen, hatten einige ältere nichtjüdische Deutsche Platz genommen. Es war der Versuch, Seelenverwandtschaft auszudrücken und den Willen zu bekunden, die von ihren Mitbürgern begangenen Verbrechen zu sühnen. Was für ein Wandel!

Abschließend möchte ich meinen Dank an die Konrad-Adenauer-Stiftung und das American Jewish Committee richten, die mir zu diesem einzigartigen Deutschlandbesuch verholfen haben.

Bernard Hertzmann (1999)

Obwohl seit meiner Reise nach Deutschland fünf Jahre vergangen sind, ist die Erinnerung noch so lebendig, dass es mir wie gestern vorkommt. Es war eine Erfahrung, die mir hoffentlich auf viele Jahre hinaus erhalten bleiben wird – so gut war sie. Erlauben Sie mir, meine markantesten Erin-

nerungen wiederzugeben, weil ich sonst der Vollständigkeit halber mehr Seiten füllen müsste, als Gene mir gestattet.

Meine erste Begegnung mit meinen *compadres* war etwas Besonderes, wie auch alle weiteren es waren und sind. Sie sind eine großartige Gruppe von erstaunlich gut zueinander passender Menschen. Mit einigen von ihnen verbinden mich enge und beständige freundschaftliche Beziehungen. Obwohl die Oper in Frankfurt viel zu wünschen übrig ließ, bleibt es unsere erste gemeinsame Erfahrung. Und da „geteiltes Leid halbes Leid“ ist, schmiedete sie uns schon früh zusammen.

Die vielen Erfahrungen, die wir sammeln konnten, gaben Anlass zu Trauer und Heiterkeit, sie waren ergreifend und erbaulich, bewegend und manchmal deprimierend. Jedoch haben sich in diesem kurzen Zeitraum von zwölf Tagen meine Meinung und meine Gefühle gegenüber Deutschland und den Deutschen radikal verändert. Die folgenden Begebenheiten haben mich am meisten berührt:

- der Oberst am Bundeswehrstandort, der sich unter Tränen für die Untaten seines Vaters in der Wehrmacht entschuldigte;
- unser Besuch beim deutschen „FBI“ und dem Stasi-Hauptquartier;
- die wundervolle Schülergruppe des Erfurter Gymnasiums, mit der einige von uns das große Vergnügen hatte, einen Abend außerhalb der Stadt zu verbringen;
- das unheimliche Gefühl, im Haus der Wannseekonferenz an dem Tisch zu sitzen, an dem die „Endlösung“ beschlossen wurde;
- die Besichtigung des Jüdischen Museums noch vor dessen offizieller Eröffnung;
- die Abende mit unserer Gruppe an der jeweiligen Hotelbar mit Bierprobe;
- das Zusammentreffen mit Vertretern der türkischen Bevölkerung zum besseren Verständnis ihrer Nöte;
- das Treffen mit Bernhard Vogel, dem Ministerpräsidenten von Thüringen, und das Mitleid mit dem Namensvetter.

Ich habe Gene, Deidre und Frank sehr zu schätzen gelernt und hege herzliche Gefühle für sie. Alle drei haben die Reise möglich gemacht und zu einer der unvergesslichsten Erfahrungen meines Lebens werden lassen.

Ann Gilbert (2000)

Lassen Sie mich aus einem Brief zitieren, den ich Freunden nach meiner Rückkehr schrieb:

„Bevor ich diese Reise antrat, wusste ich nur wenig über dieses Land und dessen Kultur. Wie die Mehrzahl der amerikanischen Juden empfand ich Zorn und Abscheu über das, was Hitler den Juden seit seiner Machtübernahme 1933 bis zum Kriegsende angetan hatte. Zu meiner Überraschung lernte ich mitfühlende Menschen kennen, welche die Vergangenheit in schmerzlicher Erinnerung behielten und sich dennoch weiterentwickelt hatten.

Inzwischen kann ich die englische Ausgabe der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* lesen und die Probleme Deutschlands verstehen: Rentenreform, Parteistreitigkeiten bei CDU und CSU sowie die Planungen für die 10-Jahresfeier der Wiedervereinigung in der kommenden Woche.

Unsere Reise begann mit einem Gespräch mit dem Regierenden Bürgermeister von Berlin und endete mit einem Gespräch mit dem Stellvertretenden Vorsitzenden und Schatzmeister der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, dazwischen hatte es ein Zusammentreffen mit dem Oberbürgermeister von Erfurt gegeben.

Wir erfuhren einiges über die politischen Parteien in Deutschland; über die Kluft zwischen West- und Ostdeutschland, deren Überwindung sicher noch eine Generation dauern wird. Wir sprachen über das Wiederaufflackern rechtsradikaler, extremistischer Tendenzen bei jungen Männern ab 16 und über Holocaust-Erziehung in den Schulen. Wir verbrachten einen Abend in einem Erfurter Gymnasium, wo uns ein Chorprogramm geboten wurde, in dem auch israelische Lieder gesungen wurden. Wir besuchten die amerikanische Botschaft, wo wir von Mitarbeitern des Auswärtigen Amtes Informationen über die Entschädigungen ehemaliger Zwangsarbeiter erhielten. Einige Tage später trafen wir mit Bundeswehrsoldaten in einer Kaserne in Thüringen zusammen.“

Der Brief geht noch ein ganzes Stück weiter. Ich bin voller positiver Gefühle über die Reise und die Menschen, die ich kennen gelernt habe, zurückgekehrt. Unsere Gastgeber haben uns ein durchdachtes und anregendes Programm zusammengestellt. Unsere Freunde, die noch nicht in Deutschland waren, habe ich ermutigt, dies nachzuholen.

Wenden wir uns nun dem Jahr 2005 zu.

Meine Adenauer-Gruppe trifft sich jeden Mai, wenn in Washington die AJC-Jahresversammlung stattfindet. Alle außer einem haben mindestens an zwei Nachveranstaltungen teilgenommen.

Seit ich in Washington lebe, hatte ich die große Freude, Heiner wiederzusehen, wann immer er einen Dolmetschauftrag hat, und habe die Freund-

schaft zu Gerhard Wahlers genossen, als er noch Leiter der KAS Washington war.

2004 überredete ich meinen Mann Frank, damals 73 Jahre alt, für eine Woche nach Berlin zu fahren. Bis dahin hatte für ihn festgestanden: „Niemals setze ich auch nur einen Fuß nach Deutschland. Als wir vor 15 Jahren am Dresdener Flughafen umsteigen mussten, fühlte ich mich sehr unwohl. Dem deutschen Volk kann ich niemals vergeben, was mit den Juden im Zweiten Weltkrieg geschehen ist.“

Er kam, sah und fühlte. Er liebt Architektur und Kunst – das war der Köder. Wir nahmen an einer wundervollen Reichstagsführung teil. Wir hatten das große Glück, eine Veranstaltung des AJC in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung zu besuchen. Einer der Höhepunkte für Frank war, einen halben Tag lang den Architekten zu begleiten, der die Neue Synagoge restauriert hatte. Dr. Simon hatte dies organisiert, Wendy dolmetschte. Er hatte große Freude daran, mit Wendy und Jonathan den Gottesdienst in den Neuen Synagoge zu besuchen. Ich glaube, dass hier sein Sinneswandel stattfand!

Frank wird mich im Juni begleiten. Wir beide freuen uns, nach Berlin zurückzukehren.

Wendy hat mittlerweile fünf mit uns befreundete Paare durch Berlin geführt. Natürlich lieben sie Wendy, und sie schafft es, dass sie die Stadt genießen.

Deutschland mit der Konrad-Adenauer-Stiftung besucht zu haben, gehört zu meinen bedeutendsten Reiseerfahrungen. Die Erinnerung begleitet mich, wenn ich die Zeitung lese und über die Nachrichten nachdenke – und meine Gedanken sind bei den Freunden in den Staaten und in Deutschland.

Danke, AJC. Danke, Konrad-Adenauer-Stiftung. Ich hatte wirklich Glück, durch euch dieses reiche, interessante und widersprüchliche Land kennen zu lernen.

Judith Beiner (2000)

Adenauer

Ich saß in einem zauberhaften Münchener Restaurant, flankiert von zwei äußerst gut aussehenden, äußerst blonden jungen Luftwaffenoffizieren. Wir sprachen über das heutige Deutschland und die Last seiner Schuld. Während ich noch ihren Worten nachhing, kreiste ein einziger Gedanke in mir: „Was würde meine Mutter sagen, wenn sie mich jetzt sähe?“ Dieses ambivalente Gefühl begleitete mich während des gesamten Adenauer-

Programms, das zu den eindrucksvollsten und intensivsten Erfahrungen meines Lebens gehört.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges, als kleines Kind, hatte ich wenig Ahnung von den Schrecken der Schoa. Meine Familie hatte niemanden in den Konzentrationslagern verloren, daher begann ich meine Odyssee des Erfahrungsprozesses als Erwachsene. Erst dann wurde mir das Ausmaß des Wahnsinns in Nazideutschland klar.

Deutschland als geographisches und kulturelles Gebilde hat alle meine Erwartungen erfüllt. Die Städte, Landschaften, Museen, auch hier gab es keine Enttäuschung. Alle Begegnungen mit den Menschen, die Gespräche, die wir führten, gaben Anlass zur Hoffnung, dass in Deutschland nie wieder Fanatiker an die Regierung gelangen würden. In erster Linie beweinte ich die Juden, die wir verloren hatten, und ich betete für die kleinen, zumeist osteuropäischen jüdischen Gemeinden, die unbeirrt an unserer Religion als dem Überrest einer einstmals blühenden Kultur festhalten.

Ich hatte gedacht, dass es nicht leicht sein würde, Deutschland zu mögen, doch ich mochte es. Natürlich gibt es dort immer noch Extremisten – als Ergebnis der neuen, nach dem Mauerfall entstandenen politischen Geschichte. Deutschland ist bemüht, den eigenen Qualen und Belastungen zum Trotz dem Staat Israel Freund und Partner zu sein und seine eigenen Juden und andere Minderheiten zu schützen. Bei unseren Gesprächen trafen wir auf einen Querschnitt der deutschen Bevölkerung, von den höchsten Regierungsvertretern bis hin zu Schulkindern, und jeder von ihnen hat eine neue Seite in meinem Buch der Wahrnehmung geschrieben, ein weiteres Stück Erkenntnis meiner *Weltanschauung* hinzugefügt.

Über die Erfahrungen mit Deutschland hinaus war ich beglückt, Teil einer so bemerkenswerten Reisegruppe gewesen zu sein. Wir treffen uns jedes Jahr im Mai in Washington und sind über die Jahre noch näher zusammengewachsen. Ich habe die Ehepartner meiner Mitreisenden kennen gelernt, aber selbst wenn Deutschland unser erstes Bindeglied darstellt, sind wir nicht nur die Adenauer-Gruppe von 2000, sondern eine Gruppe treuer Freunde mit einem wundervollen Schatz gemeinsamer Erinnerungen.

Die Erfahrungen meiner Adenauer-Reise habe ich mit unauslöschlicher Tinte in mein Leben geschrieben. Ich bin unendlich dankbar, dabei gewesen zu sein.

Robert A. Fuerst (2001)

Deutschland habe ich im Rahmen des AJC/KAS-Austauschprogramms 2001 besucht. Diese Reise war sicherlich eine der lohnendsten Erfahrungen meines Lebens. Ich habe viele wundervolle Menschen kennen gelernt, einige

gute Freunde gewonnen und sehr viel über Deutschland und ganz besonders über die Lage der Juden in Deutschland erfahren.

Das erste markante Beispiel war die ungeheure Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Deutschland durch den starken Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Ich erfuhr von den Problemen, die hierdurch der deutschen Regierung und den jüdischen Gemeinden in Deutschland entstehen. Religionsgemeinschaften werden über eine Steuer unterstützt, aber da die meisten dieser eingewanderten Juden Sozialhilfe beziehen, zahlen sie keine Steuern. Das führt dazu, dass nicht genügend Mittel für die rasch wachsenden jüdischen Gemeinden zur Verfügung stehen. Ich kann mich gut an die Enttäuschung des Vorsitzenden der Bamberger jüdischen Gemeinde erinnern. Er berichtete uns, dass er lediglich 140.000 DM pro Jahr erhalte, von denen er einen Lehrer, einen Rabbiner und einen Sozialarbeiter bezahlen müsse, so dass er größtenteils ohne Bezahlung zur Unterstützung der Einwanderer arbeite.

Rückblickend gesehen, war es eine Ehre für mich, so viele führende Persönlichkeiten aus verschiedenen Bereichen der deutschen Gesellschaft kennen gelernt, unter ihnen den hessischen Ministerpräsidenten, den Herausgeber einer der führenden deutschen Tageszeitungen sowie mehrere Wissenschaftler und Mitglieder der Regierung, die uns einen Einblick in die deutsche Geschichte, die Geschichte der Juden in Deutschland und das deutsche Wertesystem gewährt haben.

Einige besonders herausragende Erlebnisse möchte ich kurz schildern:

Das erste war unser Besuch in Aufsess und die Stadtführung durch den Freiherrn von Aufsess, dessen Schloss und die dazu gehörigen Ländereien seit dem 13. Jahrhundert in Familienbesitz sind. Für mich als Anwalt für Liegenschaftsrecht war es besonders bemerkenswert, einen Blick auf die in einem kellerartigen Raum archivierten Urkunden der Stadt zu werfen, die bis auf das Jahr 1200 zurückverfolgt werden können. Herr von Aufsess klagte über Schwierigkeiten und hohe Kosten sowohl bezüglich des Erhalts des Schlosses als auch der Aktualisierung der Urkunden, die zuletzt vor 200 Jahren neu geordnet worden seien.

Ebenso betroffen war ich vom Besuch im Stasi-Museum in Leipzig, wo man uns über die repressiven Methoden der ostdeutschen Regierung und der Geheimpolizei informierte. Wir hörten davon, dass die Stasi Tausende von Briefen über Wasserdampf geöffnet und gelesen hat, und wie durch die Verbreitung von Lügen der gute Ruf von als Staatsfeinden diffamierten Personen geschädigt wurde.

Schließlich, am letzten Abend, hatte ich das Vergnügen, mich mit deutschen Gastgebern über ihre Wertvorstellungen und Sorgen zu unterhalten und einen geselligen Abend zu verbringen.

Die Möglichkeit, Deutschland zu besuchen und am Adenauer-Austauschprogramm teilzunehmen, war für mich eine wirkliche Ehre. Es ist eine Erfahrung gewesen, die ich mein Leben lang hochhalten werde.

Hermann A. Berliner (2002)

Wiedersehen mit Deutschland

Im Jahr 1981 hatten meine Eltern die Gelegenheit, zu Besuch nach Deutschland zurückzukehren. Bis 1938 hatte meine Mutter in Frankfurt gelebt, das sie dann klugerweise verließ, und mein Vater (der damals meine Mutter noch nicht kannte) verließ Deutschland im selben Jahr aus den selben Gründen. Meine Eltern hatten das Glück, in die USA auszureisen, wo sie sich kennen lernten und 1942 heirateten. Sie ließen sich in einem vornehmlich von deutschen Juden bewohnten Stadtteil in Upper Manhattan nieder. Meine Eltern sprachen häufig Deutsch, meine Großmutter (die 1942 aus Deutschland fliehen konnte) sprach fast nur Deutsch; viele ihrer Freunde sprachen Deutsch; ich besuchte ein Sommerlager, an dem fast ausschließlich Söhne und Töchter deutsch-jüdischer Einwanderer teilnahmen, die jetzt glücklich in den USA lebten. So sehr das deutsch-jüdische Element zu meinem Leben gehörte, so wenig kann ich das für Deutschland sagen.

Aufgrund meines Engagements im AJC-Bezirk von Long Island erhielt ich im vergangenen Frühjahr zusammen mit neun weiteren jüdischen Amerikanern eine Einladung von der Konrad-Adenauer-Stiftung zur Teilnahme am AJC/KAS-Austauschprogramm in Deutschland. Ich fuhr am 18. Juni nach Deutschland, nicht nur unsicher, was mich erwarten würde, sondern auch unsicher, ob es sich überhaupt lohnen würde. Am 29. Juni kehrte ich wie verwandelt zurück. Wie ist dies geschehen? Es gab vier Schlüsselmomente, die diese Verwandlung bewirkt haben, einer davon von sehr persönlicher Art.

Am ersten Freitag Abend, den wir in Deutschland verbrachten, besuchten wir den Gottesdienst in der Westend-Synagoge in Frankfurt. Der Innenraum war wunderschön. Im hinteren Bereich stand eine imposante Orgel mit meterhohen Pfeifen. Es war allerdings ein orthodoxer Gottesdienst, und Orgelmusik gehört nicht zur orthodoxen Tradition. Wieso stand das Instrument dann da? Vor 1938 – das Innere des Tempels wurde damals völlig zerstört – war dies kein orthodoxer, sondern ein Tempel der progressiven Reformjuden, der heute genau wie vor der Zerstörung wieder aufge-

baut worden ist. Durch einen verblüffenden Zufall stellte es sich heraus, dass meine Mutter, eine progressive Reformjüdin, genau diesen Tempel in ihrer Zeit in Frankfurt besucht hatte. In diesem Augenblick fühlte ich mich ihr in ganz besonderer Weise verbunden. Und ich wusste, dass die Schönheit des Gottesdienstes und die lebendige Energie der Gemeinde sie ebenso beeindruckt hätten.

Die lebendige Energie der Gemeinde in der Westend-Synagoge ist zum Teil der großen Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Deutschland zu verdanken. 1990 waren es noch 30.000 Juden, inzwischen ist die Zahl insbesondere durch den Zuzug jüdischer Gemeindemitglieder aus der ehemaligen Sowjetunion auf über 100.000 angewachsen. Daraus haben sich neue jüdische Gemeinden entwickelt, bestehende Gemeinden wurden mit neuem Leben erfüllt. Ein Beispiel hierfür ist die neue Synagoge in Chemnitz (früher Karl-Marx-Stadt), die wir besucht haben und deren Bild am 4. Juni 2002 in der Zeitschrift *Newsday* veröffentlicht worden ist. Die Gemeinde zählte 1990 zwölf Mitglieder, heute sind es über 500. Das Gebäude war wundervoll, die Menschen aber waren es noch mehr. Was kann es Besseres geben als eine vitale, expandierende jüdische Gemeinde, die von Deutschland voll unterstützt wird? Boris, der fünf Jahre zuvor aus Russland gekommen war, erzählte mir in der Chemnitzer Synagoge, dass das Leben für ihn und andere Gemeindemitglieder um so vieles besser sei, seitdem er in Deutschland lebe, und sie alle sähen den kommenden Jahren mit viel Optimismus entgegen. Bei diesem zweiten Synagogenbesuch auf der Reise war ich wiederum sichtlich bewegt.

Kurz vor unserem Aufenthalt in Chemnitz hatten wir die kleine Landgemeinde Aufsess besucht. Dort führten wir Gespräche mit zwei Lehrern und einem Freiherrn aus dem Dorf. Alle drei erzählten vom jüdischen Leben in dieser Gemeinde vor 1937. In diesem Zusammenhang lag es auf der Hand, dass die Gruppe und ich den Freiherrn, der altersmäßig in den späten Fünfzigern zu sein schien, nach der Rolle seiner Eltern im Zweiten Weltkrieg befragten. Die Antwort war direkt. Sein Vater gehörte dem Naziregime an und wurde schließlich wegen Kriegsverbrechens zu drei Jahren Haft verurteilt. Während wir dem Freiherrn zuhörten, wie er voller Stolz über das frühere jüdische Leben in der Gemeinde und voller Scham über die Taten seines Vaters und anderer berichtete, wurde uns klar, dass nicht nur ein Generationswechsel stattgefunden hatte, Verhaltensweisen und Überzeugungen hatten sich ebenfalls geändert.

Nicht alle Verhaltensweisen hatten sich geändert. Jürgen Möllemann, ein hochrangiges Mitglied der Freien Demokratischen Partei (FDP) und ein wichtiger Spieler in einer eventuellen Koalitionsregierung in Deutschland,

hatte sich kurz zuvor mit antisemitischen Äußerungen zu Wort gemeldet. Seine führende Position innerhalb der FPD blieb davon unberührt. Seine Äußerungen waren in höchstem Maße beunruhigend und Gegenstand langer Diskussionen, insbesondere mit Politikern aller Ebenen, darunter Mitglieder des Deutschen Bundestages der Christlich-Demokratischen Partei, der Sozialdemokratischen Partei, der FDP und der Grünen. Nach diesen Gesprächen rückten seine Äußerungen überraschenderweise etwas in den Hintergrund, und ich verließ Deutschland in der Überzeugung, dass der Antisemitismus keinen bedeutenden Faktor im heutigen Deutschland mehr darstellt.

Wären meine Eltern noch am Leben and könnten sie Deutschland ein weiteres Mal besuchen, was würden sie sagen? Sie würden fraglos weiterhin fordern, dass wir die ungeheuerlichen Geschehnisse niemals vergessen und niemals vergeben dürften. Aber sie hätten ebenso wie ich Gefallen daran, am neuen jüdischen Leben in Frankfurt, Chemnitz oder Berlin teilzuhaben und mit Freude die Anerkennung des jüdischen Beitrags zum deutschen Leben zu erleben. Mehr als 60 Jahre nachdem sie um ihr Leben flüchten mussten, würden sie sich meiner Meinung nach wieder in Deutschland wohlfühlen. Dabei habe ich früher nie daran geglaubt, dass sie oder ich jemals so denken würden.

Darryl Maslia (2003)

Im Spätfrühling 2003 erhielt ich einen Telefonanruf von Sherry Frank, der Hauptgeschäftsführerin des AJC-Chapters von Atlanta. Sie fragte mich, ob ich nach Deutschland mitfahren wolle. Zu der Zeit konnte sie mir keine weiteren Einzelheiten mitteilen, ich bekundete jedoch Interesse und bat sie, mich zurückzurufen, sobald sie mehr Informationen hätte. So kam es, dass ich zu einer Zeit, in der ich sehr beschäftigt war, trotzdem die Zeit fand, eine unglaubliche Reise nach Deutschland zu machen und knapp zwei Wochen am AJC/KAS-Austauschprogramm von 2003 teilzunehmen.

Mein Aufenthalt in Deutschland war wirklich eine unglaubliche Zeit in meinem Leben, an die ich mich immer erinnern werde. Ich war sehr erfreut, überall in Deutschland mehr über mein jüdisches Erbe zu erfahren, und ich fühlte mich bei unseren Gastgebern und Gesprächspartnern willkommen. Sie haben keine Mühen gescheut, uns ein auf unsere Gruppe zugeschnittenes Lernerlebnis zu vermitteln. Außerdem ist es gelungen, neue Freundschaften auf dieser Reise zu schließen und frühere Freundschaften aufzufrischen.

Auch wenn ich nach wie vor glaube, dass das jüdische Volk noch viel für den Ausbau der deutsch-jüdischen Beziehungen tun muss, bin ich der

Überzeugung, dass wir von unseren Gastgebern und Gesprächspartnern viel gelernt haben und eine großartige Gelegenheit hatten, unsere Ansichten auszutauschen.

Danke für diese wundervolle Erfahrung!

Jay Price (2004)

In Deutschland bin ich berufsbedingt schon mehrere Male gewesen, wobei ich stets ein merkwürdiges Gefühl hatte. Ein großer Teil meiner Vorbehalte ist eigenem Unwissen und persönlichen Vorurteilen zuzuschreiben. Ich fragte mich: Was denken die heutigen Deutschen über die Juden? Fühlen sie sich für den Holocaust verantwortlich? Kann es in Deutschland wieder blühende jüdische Gemeinden geben? Gibt es genügend Juden, die Deutschland eine Chance geben?

Die von der Konrad-Adenauer-Stiftung geförderte Reise diente in erster Linie der Wissensvermittlung über das deutsche Volk einschließlich seiner stärker werdenden jüdischen Gemeinden, seiner Haltung zur Vergangenheit und zu aktuellen Auseinandersetzungen. Die Nachwirkungen der Deutschlandreise lassen sich für mich am aussagekräftigsten an der Häufigkeit festmachen, mit der ich im vergangenen Jahr über diese Reise, meistens anhand einer Geschichte, berichtet habe.

Die Gespräche mit Herausgebern einer Tageszeitung, mit deutschen Politikern und Leitern politischer Einrichtungen waren sehr informativ und vermittelten ein solides Grundwissen zum Verständnis untereinander der deutschen Haltung gegenüber den USA, dem Irak-Krieg, Israel, der Einwanderung von Juden nach Deutschland. Jedoch waren es die Gespräche mit den Menschen in Deutschland und deren freimütige Ansichten über Deutschlands belastete Vergangenheit, die mich am meisten beeindruckt haben. Von Menschen, die sich zu ihrer Vergangenheit bekennen und gewillt sind, sich ihr zu stellen, möchte ich einige dieser Geschichten wiedergeben.

Nach der Besichtigung eines Regierungsgebäudes nahm mich unsere deutsche Reiseleiterin beiseite und zeigte mir eine Gedenktafel, die zwei jüdischen Industriellen gewidmet ist, die diesen herrlichen Bau finanziert hatten. Mit Tränen in den Augen sprach sie von der bitteren Ironie, dass beide im Holocaust ermordet wurden.

Wir besuchten die Walter-Rathenau-Oberschule, eine der drei schulischen Einrichtungen, die das AJC-Programm „Hands Across the Campus“ eingeführt haben. Die Lehrer sind dazu in den USA ausgebildet worden. Wir trafen mit Schülern und Lehrern zusammen, die von dem Programm begeis-

tert sind und begonnen haben, Schüler zur Ordnung rufen, bei denen sie diskriminierendes und engstirniges Verhalten wahrnehmen.

Zum ersten Mal sah ich ein Konzentrationslager. Wie erwartet, rief der Anblick der Gebäude, Räumlichkeiten, Bilder und Statistiken starke Emotionen hervor. Ich hatte jedoch die Gelegenheit, separat mit der nichtjüdischen Dame zu sprechen, die diese Führungen schon seit Jahren macht. Mit bewegten Worten äußerte sie ihre persönliche Anteilnahme und ihre Motive für ihre Tätigkeit. Ihr Ehemann stammt aus der dem Konzentrationslager benachbarten Stadt.

An einem Abend waren wir bei einem jungen deutschen Ehepaar eingeladen, das die USA im Rahmen des Austauschprogramms besucht hatte. Es waren warmherzige und gastfreundliche Leute. Im Laufe des Abends, als wir uns über unsere jeweiligen Eindrücke und Erfahrungen mit dem jeweils anderen Land austauschten, fragte uns der Mann, wie wir uns als amerikanische Juden in Deutschland fühlten. Nachdem wir ihm geantwortet hatten, bemerkte er ganz schlicht, dass er, wäre er Jude, wahrscheinlich nie nach Deutschland reisen würde.

Wie immer war das Beisammensein mit den freien und hauptberuflichen AJC-Mitarbeitern ein weiterer Höhepunkt der Reise. Immer wieder verblüffen mich der Intellekt, das Mitgefühl, die Kenntnisse und der Humor, der die Menschen auszeichnet, die sich der Arbeit des AJC verschrieben haben. Mit ihrer Hilfe wurde diese Reise zu etwas ganz Besonderem.

Erfahrungsberichte von deutschen Teilnehmern

Lars Hänsel

*Referatsleiter Westeuropa, USA
Konrad-Adenauer-Stiftung*

Einführung in die deutschen Erfahrungsberichte

Was hat das Austauschprogramm in den letzten 25 Jahren bewirkt? Dies war eine der wichtigsten Fragen, die uns vor dem Jubiläum beschäftigt hat. Aus dieser Frage ist die Idee entstanden, doch die ehemaligen Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu fragen und sie zu bitten, in kurzen Texten ihre Erfahrungen darzulegen. Die Reaktionen waren vielfältig und bewegend. Das Programm hat ganz offenbar Spuren in vielen Biografien hinterlassen.

Die hier zusammengestellten, häufig auch sehr persönlichen Texte spiegeln Erlebnisse aus ganz unterschiedlicher Perspektive wieder und geben so einen Eindruck auch der Verschiedenartigkeit der Lebenswege derjenigen, welche am Austauschprogramm teilgenommen haben. So kommen z. B. ein Theologe, eine Ministerin, ein Historiker und nicht zuletzt auch ein Arzt zu Wort. Mancher Teilnehmer war mit der Delegationsreise zum ersten Mal in den USA, andere kennen die USA und sehen sie mit dem Programm neu. Auch dies kommt zum Ausdruck. Schließlich spiegelt sich in den Texten auch die deutsche Geschichte, in welche das Programm eingebettet ist. Nach 1989 war es möglich, den Teilnehmerkreis auf die neuen Ländern auszuweiten. Außerdem wird die Erfahrung mit der Begleitung einer AJC-Delegation in Deutschland dokumentiert.

Mit dieser – eigentlich zufälligen – Auswahl ergibt sich ein lebendiges Bild, welches wichtige Aspekte des Programms zeigt, ohne allerdings alle Details wiederzugeben. Viele Themen werden angesprochen, die sich wie rote Fäden durch 25 Jahre Austauschprogramm ziehen: deutsch-jüdisch-amerikanische Versöhnung; die Herausforderung, sich der Geschichte zu stellen und gemeinsam aufzuarbeiten; gemeinsam heute aufzustehen gegen Antisemitismus und Fremdenhass sowie für Toleranz und Freiheit einzutreten; die Verantwortung für Israel; nicht zuletzt die große Bedeutung des fortgesetzten Dialogs auch über Generationengrenzen hinweg, um das gegenseitige Verständnis weiter zu fördern und Vertrauen zu schaffen. Dabei spielen immer wieder die *home hospitalities* als Ort des offenen und vertrauensvollen Austausches eine entscheidende Rolle. Auch dies lässt sich an den Texten ablesen.

Die Erfahrungen wurden häufig erst lange nach der Reise in die USA aufgeschrieben, manchmal mehr als zwei Jahrzehnte später. Die Texte zeigen jedoch ganz deutlich, welche tiefen Spuren die Erlebnisse und Erfahrungen hinterlassen haben, auch wenn sie weit zurückliegen. In einem Text wird niedergeschrieben, was sicher andere Teilnehmer nicht nur gedacht, sondern auch getan haben: die Erfahrungen und Anregungen konkret in die Tat umzusetzen. Auch hier lässt sich der Wert des Austauschprogramms ablesen: es hat nicht nur Bewusstsein verändert und zu neuen Einsichten geführt, sondern auch zu sichtbaren Wirkungen geführt.

Gisela Behrmann (1982 & 1988)

Debriefing ...

Coming from Europe to the AJC
We first were looking for some sleep.
Instead of that, we were overwhelmed
By hearty welcomes, briefings and drinks.

That never stopped throughout our trip -
So please forgive me, should I forget
To mention all we saw and felt,
heard and thought in this new world.

I can sum up no meaning of New York,
Where we became familiar with asking and talking
About human relations in many fields:
Ethnic, religious and social.

Bright speakers gave us the abstracts,
And by walking we got them into context.
Manhattan – beautiful, mighty, and cold –
Lower East Side – poor, orthodox, but creative.

The question that occupied the group
In different places on Fifth Avenue
Was simply this: how does one succeed
In an open society?

We continued our discovery
Politically in Washington, D.C.:
Are Jews Republicans or Democrats?
Nobody knew the answer exactly.

We listened to people, who complained
That Reagan stopped the social train.
What might we have felt,
Living in luxury hotels?

Of course, such generosity
Expressed true hospitality.
Its highlights – who would deny this?
Have been the evenings in private homes.

But let's come back to the issues of our trip.
We became more familiar with Chicago
By bussing through the neighborhoods:
They integrate without losing their essential goods!

Do you remember the „Ethnic Model“?
The patronage in political life?
The „Lady“ rejecting all we learned?
Compare her with Sherry, the fox president!

Yes, that is right, in Beverly Hills
We hardly knew what to think.
Imagine, to have Disneyland
In our country – just for fun!

But the impressions of Beverly Hills
Are somewhat deeper than I can explain.
Meet the elders and the younger ones,
Affected the feeling of everyone.

Besides, we were taught at universities
That whether the movement of Jews' communities
Are slight or substantial –
They succeed!

Dear Bill, dear Dick, and all of you
Who introduced us to the life of Jews,
We now must leave your people.
May all of you be blessed by God!

(1982)

Beate Neuss (1982 & 1988)

Erfahrung aus dem KAS/AJC-Programm

Es ist keine Frage: die 14 Tage, die der Landung auf dem JFK-Airport in New York im Frühjahr 1982 folgten, gehören zu den prägendsten in meinem Leben. Nie zuvor habe ich mich so privilegiert und dankbar gefühlt, Alt-Stipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung sein zu dürfen, denn als solche hatte ich die Einladung bekommen. Groß war auch die Dankbarkeit für das Engagement des American Jewish Committee und der Konrad-Adenauer-Stiftung, den mutigen Schritt zu einer Aussöhnung zu unternehmen. Nicht nur als Politikwissenschaftlerin war mir stets bewusst, welche Folgen belastete Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Staaten haben können, für die Politik wie auch für die von der ursprünglichen Politik weit entfernte nachwachsende Generation. So hieß es, es sei Wunsch des AJC, dass die deutschen Teilnehmer jung sein sollten, nach 1945 geboren – jedenfalls ohne Prägung durch die Zeit des Nationalsozialismus. Es gehörte Mut dazu, ein solches Programm auf die Beine zu stellen und es gehört das

Engagement beider Seiten dazu, dieses ein Vierteljahrhundert lebendig zu erhalten! Auch das ist ein Grund für meine Dankbarkeit, denn der Austausch erfüllt noch immer wichtige Aufgaben.

Es war für mich die erste Begegnung mit den USA. Die Eindrücke waren überwältigend: Ja, die Autos waren unendlich groß, die Wolkenkratzer New Yorks von beeindruckender Schönheit. Ja, wir haben auch im World Trade Center ganz oben gestanden und auf den Big Apple geschaut – eine Erinnerung, die am 11. September 2001 nicht vergehen wollte. Aber nicht das war es, was die Eindrücke so unvergänglich, die Reise so wertvoll machte: Wir, von denen viele noch keinem der damals nur 35.000 Juden in Deutschland begegnet waren, trafen auf jüdische Gemeinden, die quicklebendig und gänzlich in den religiösen und ethnischen Pluralismus der amerikanischen Gesellschaft integriert waren. In den Vereinigten Staaten lebten mehr Juden als in Israel. Sie waren „oben“ angekommen – ein Besuch in einem exklusiven, gediegen und sehr „britisch“ anmutenden Chicagoer Club und in einem ebenso eleganten Kalifornischen Golf Club belegten dies genauso nachdrücklich, wie *home hospitalities* am Central Park und in Pacific Palisades – das alles gehörte mit zu den Erkenntnissen, die neu für mich waren.

Amerikas Juden sind ein integrierter und bereichernder Teil der Gesellschaft ihres Landes. Abgesehen vom unendlichen Leid, den der Holocaust den Betroffenen zugefügt hat: Welch ein menschlicher Verlust für Deutschland, seine Juden vertrieben oder ermordet zu haben – dieser Gedanke drängte in Anbetracht der reichen und vielfältigen jüdischen Kultur rasch nach vorn. Das Programm bot uns Einblicke in das Leben auch anderer ethnischer Gemeinschaften, die ebenfalls ihre Identität gewahrt hatten und zugleich überzeugte Amerikaner sind: „There is no such thing as a melting pot“ – dies war der rote Faden, der den Besuch durchzog. In den Beispielen des amerikanischen Staatsverständnisses „in pluribus unum“ fehlte jedoch die deutsche Community. Die Deutschen hatten zwar einen erheblichen Prozentsatz der Einwanderer gestellt, sich aber völlig assimiliert – auch das eine langfristige Folge der beiden Weltkriege.

Die in jeder Hinsicht beeindruckendste und emotional tief berührende Erfahrung war der Besuch in einer jüdischen Sozialeinrichtung in Los Angeles. Alte, gebrechliche und sozial schlecht gestellte Juden hatten sich dort zusammen gefunden, emigriert aus Europa, den nationalsozialistischen Häschern oder den Vernichtungslagern knapp entkommen. Wir wussten, wer unsere Gesprächspartner sein würden und waren beklommen und bedrückt. Aber die Gespräche nahmen die Befangenheit. Uns, der jungen Generation machten sie keine Vorwürfe. Aber es war deprimierend, die Erleb-

nisse aus ihrer Jugend zu hören – manchmal in Deutsch oder Jiddisch. Um so erstaunlicher, wie unvoreingenommen sie das Gespräch mit uns suchten. Groß war das Interesse an Europa und den alten Heimatstädten. Steht das Haus Nr. 112 in der Schellingstraße in München noch? Das Elternhaus in der Mozartstraße in Wien? Wie sieht der Stachus in München heute aus? Das enorme Ausmaß der Kriegszerstörung schien zu verblüffen, weil die Erinnerung an die Heimat so lebendig, aber doch in der Zeit stehen geblieben war.

Der Speisesaal war einfach, die Gäste mussten selbst abräumen. Selbstverständlich trugen wir das Geschirr unserer betagten Gesprächspartner mit ab. Einigen an unserem Tisch standen die Tränen in den Augen. Ich war zutiefst verunsichert und ratlos, war daran vielleicht etwas falsch gewesen? Hatten wir unsere jüdischen Gesprächspartner verletzt? Wir wurden rasch aufgeklärt. Verletzt waren sie nicht – nur gerührt: Nie in ihrem Leben seien sie von Deutschen bedient worden – es sei in ihrer Erfahrung seit 1933 unvorstellbar gewesen, dass Deutsche helfende Handgriffe für Juden erledigten. Vielleicht erlaubte uns Nachgeborenen diese Begebenheit einen Hauch von lebendiger Anrührung dessen, was Ausgrenzung und Herabsetzung für jüdische Deutsche im Nationalsozialismus bereits bedeutete, als die ärgste Drangsalierung noch nicht einmal begonnen hatte.

So unerwartet die freundliche Aufnahme durch die Überlebenden war, so unerwartet war die Feindseligkeit, die uns von den vielen Gesprächspartnern der Organisation „Children of the Second Generation“ entgegen schlug. Sie hatten Kontakte mit Deutschen bisher gemieden; wir waren ihre erste Begegnung. Die Verletzungen der Eltern hatten auch ihr Leben geprägt, aber wir fühlten uns oftmals zu Unrecht angegriffen – eine neue Erfahrung, die mich nach meinem Besuch in Israel nach Gesprächen mit Überlebenden auch dort völlig unvorbereitet traf. Erschreckend gering war bei ihnen zudem das Wissen über das Nachkriegsdeutschland. Auch hier war nicht zu übersehen, dass der persönliche Austausch, das konkrete Treffen durch nichts zu ersetzen ist. Die *home hospitalities* waren hingegen eine wunderbare Gelegenheit, sich behutsam anzunähern, sich auszutauschen, in Ruhe zu diskutieren und vorsichtig das zaghafte Pflänzchen des Verstehenwollens und der Verständigung zu hegen.

Es waren physisch und psychisch anstrengende, aber faszinierende Wochen. Hilfreich war, das wir in Bill Trosten und Eugene DuBow ständige Begleiter hatten, die mit großer Bereitschaft, Einfühlsamkeit und Herzlichkeit auf unsere Fragen eingingen und unsere Eindrücke mit uns diskutierten. Denn oft genug fühlten wir – die Teilnehmer der erst zweiten Reise – uns wie Eisbrecher auf unbekanntem Meer.

Wenn man Menschen begegnet, die ebenfalls am Programm teilgenommen haben, ist das Urteil schnell gefällt: Die Tage als Gast des AJC haben neue Türen des Verständnisses aufgestoßen. Und noch etwas habe ich aus der Reise gelernt: Es gibt Prozesse, die nur durch die Begegnung der Menschen und ihr geduldiges Gespräch in Gang gesetzt werden können. Viele unserer jüdischen Partner, die nie daran gedacht hatten, eine Reise nach Deutschland anzutreten, sind inzwischen hier gewesen. Beide Seiten konnten ihre Vor-Urteile korrigieren. Das ist nicht nur gut für die deutsch-jüdische Verständigung, es ist auch ein unschätzbares Kapital für den Umgang mit den belasteten transatlantischen Beziehungen.

Georg Jarzembowski (1983 & 1988)

Besseres gegenseitiges Verständnis durch offene Gespräche

Das Austauschprogramm der Konrad-Adenauer-Stiftung mit dem American Jewish Committee hat mir sehr tiefgehende Eindrücke in die immer noch schwierigen Beziehungen zwischen uns Deutschen und den amerikanischen Juden gewährt. Doch bin ich sicher, dass die Gespräche und Diskussionen zwischen beiden Seiten zu einem besseren Verständnis untereinander geführt haben.

Wichtiges Element des Austauschprogramms ist das Kennen lernen der jeweiligen anderen Seite vor Ort. Denn so konnten wir auch einen guten Einblick in die tatsächlichen Gegebenheiten der jüdischen Gemeinden in den USA gewinnen. Die Gastfreundschaft, die wir in den USA haben erleben können, ist beeindruckend gewesen. Dies gilt selbst bei so manchem sehr kritischen Gespräch mit Vertretern der zweiten Generation von Holocaust-Überlebenden.

Es hat dem Austauschprogramm sehr geholfen, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung stets eine interessante Gruppe von jungen Leuten mit unterschiedlichen beruflichem Background zusammengestellt hat. Denn so konnten wir die offiziellen Gesprächsteile anschließend im internen Kreis aus verschiedenen Blickwinkeln auswerten.

Dies Austauschprogramm ist auch heute – Jahrzehnte nach dem Holocaust – immer noch von großer Bedeutung für das Deutsch-Amerikanisch-Jüdische Verhältnis und sollte auf alle Fälle fortgeführt werden.

Hans Werner Dahl (1985)

Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar

Diese kleine, sehr persönliche Nachbetrachtung zum AJC-Programm schreibe ich am 9. November 2004. Vor 16 Jahren kam ich in Brüssel von

einer der üblichen Abendveranstaltungen gegen 23.00 Uhr in meine Solitäretage der Stiftung und weiß von nichts. Ein letzter Nachrichtenblick im ZDF – und die Welt steht Kopf. [Es ist der 9. Mai 1989, der Tag des Mauerfalls.] Ich habe nie nach dem Krieg jemals soviel Freude, Mitgefühl, Rührung, Begeisterung und Wut empfunden über die „Gänsefleischtypen“ an der Grenze, nie so viel geheult und Halleluja gerufen wie in dieser Nacht. Und wohl noch nie so lange mit meiner Frau telefoniert und gleichzeitig Fernsehen geguckt wie ebenda.

Von all diesen Gefühlen und Empfindungen war immer etwas dabei, seit ich von Josef Thesing Anfang 1985 gebeten wurde im gleichen Jahr die Delegation der KAS zum AJC zu leiten. Mein Zögern war schnell überwunden, meine Sorge, ob ich dieses heikle Kommando auch wirklich gut zu Ende bringen könnte blieb. blieb, bis ich am 14. April 1985 in New York auf dem Kennedy Airport neben Rita Blume im Bus zum Hotel Doral Inn saß. Sie blieb uns unvergessliche 14 Tage Tag und Nacht erhalten. Diese Zuversicht, diese Offenheit, diese Raucherstimme, so etwas wie diese Blume gibt es nicht wieder. Weihnachten 1986 schrieb sie mir: „Hans do you anticipate a visit here next year?“ Sie hatte immer die Zukunft im Kopf.

In Washington drehte sich alles um Politik – und den Einfluss, den amerikanische Juden auf Regierung und Administration haben. Heißestes Thema: Präsident Reagans Besuch auf Bitburgs Soldatenfriedhof. Ich habe bei einem Brunch Mr. Bookbinder sinngemäß sagen hören: Wenn der Präsident ein Problem hat, ruft er mich an, wenn ich ein Problem habe, werde ich beim Präsidenten durchgestellt. Von Chicago sind mir zwei außerordentliche Ereignisse in Erinnerung: die Begegnung unserer Gruppe mit dem ersten schwarzen Oberbürgermeister Harald Washington, einem sehr sympathischen Mann, der jede schwarze Patronage ablehnte, zugleich aber den Parteiapparat der Demokraten „the machine“ als korrupt, diskriminierend und rassistisch bezeichnete.

Und das zweite: eine unter die Haut gehende abendliche Diskussion mit Rabbi Kaiman – hoffentlich erinnere ich seinen Namen richtig – über Vergessen und Vergeben. Am Ende habe ich den wunderbaren Streiter nachdenklich gemacht, aber nicht überzeugen können. Er war besessen von der Wahrheit. Helmut Kohl hatte am 21 April 1985 aus Anlass der Befreiung des KZ Bergen-Belsen eine Rede gehalten: „The best speech on concentration camps I ever read“, so Kaiman. Diese Rede wurde in englischer Übersetzung in der britischen *Times* vollständig abgedruckt, von der *New York Times* aber vollständig verschwiegen. Er hat diese journalistische Pflichtverletzung so scharf verurteilt, wie ich es kaum für möglich erachtet hätte.

Mit Wolfgang Porzig – damals unser Mann in Washington – ist es mir dann gelungen, über die Deutsche Botschaft diese Rede bekannt zu machen. Ein besonderes Nebenprodukt dieses Abends war eine Mitarbeiterin der Deutschen Botschaft, die in der obigen Sache etwa so befand. „Der Kohl hat da zwar eine Rede gehalten, aber wir müssen hier ja nicht alles verbreiten.“ Die Verwendung der Dame hat sich dann schnell geändert.

Das Programm des AJC hielt für meine etwa 20 jungen Wissenschaftler – alles Stipendiaten der KAS – in Los Angeles zwei unerwartet hoch emotionale Begegnungen bereit. „*Meet Senior Citizens*“ at *Meals for the Elderly* at the *Israel Levin Center*, zu deutsch einer Armenspeisung durch die *Jewish Federation*, die ähnlich der Caritas Bedürftige unterstützt. Die meisten der alten bis sehr alten Menschen waren Flüchtlinge und Überlebende des Holocaust. Viele litten an psychischen Störungen, hatten deshalb die Integration nicht geschafft und waren beruflich gescheitert. Unser Besuch war angekündigt, deshalb waren mehr als sonst gekommen, wohl hundert und mehr. Ich habe – als Gruppenleiter – eine kleine, schwierige aber völlig unpolitische Rede gehalten, dann verteilte man uns an verschiedene Tische. Ganz reserviert zunächst, dann bruchstückhaftes englisch-deutsches Fragen nach Herkunft und Beruf. Es wurden jiddische und deutsche Gedichtsfetzen hörbar, das Reden ging durcheinander, wurde lauter – das Eis war gebrochen. Wir wurden mit Herzlichkeit und Dank für unser Kommen richtig überschüttet. Mir, dem Brüsseler, saß ein herrliches Ehepaar aus Köln an der Seite, die in Brüssel überlebt hatten, und nun alles wissen wollten – und schließlich in die alte Kölsche Mundart verfielen. Mir werden heute noch die Augen feucht, wenn ich mich daran erinnere. Und gänzlich vorbei war es mit der Haltung – auch meiner jungen Leute – als wir nach Tänzchen und Umarmungen im Saal von vielen Alten bis zum Bus begleitet wurden. Allein voran ein fröhlicher alter Herr, der auf der kleinsten je gesehenen Mundharmonika uns zum Abschied „Muss I denn, muss I denn zum Städtele hinaus“ spielte. Das Winken wollte kein Ende nehmen. Der Tag hielt noch mehr Bewegendes bereit. Abendessen mit Mitgliedern der Organisation „*Second Generation of Holocaust Survivors*“. Während meine junge Truppe schnell mit den anderen jungen Leuten ins Gespräch kam, blieb meine Tischdame zäh und wollte nicht recht reden. Ich vermied Deutsches und Jüdisches und erfuhr, dass sie Romanistik studiert hatte, schon in Italien gewesen war und natürlich Französisch sprach. Der Fügung sei Dank, wir sprachen den ganzen Abend französisch und am Ende zweier Stunden hatte sie alles über den Deutsch – Französischen Freundschaftsvertrag gelernt, wie die regelmäßige Konsultationspflicht Vertrauen schafft und letztlich aus jahrhunderter alten Erzfeinden ausgesöhnte Freunde macht.

Die List war aufgegangen. Wir haben uns zum Abschluss herzlich umarmt. Das war mein schönster Sieg. Überhaupt waren die abendlichen Begegnungen mit amerikanischen Juden in den *home hospitalities* zweifellos die beglückendsten Erfahrungen der Reise. Die Offenheit der Amerikaner gepaart mit manchem herrlich jüdischen Hintersinn, oder auch nur die Atmosphäre bei Marcia Lazar und Alan Amos in Chicago oder bei Maryanne und Richard (Dick) Weiss oder den Greenbergs in Beverly Hills, wo ich dem in Hollywood berühmtgeworden Bruder Max Reimanns begegnete, der immer noch sein unverfälschtes Berlinisch spricht, in einem puren Art Deco-Haus, das Metro-Goldwyn-Mayer in den 20ziger Jahren einer jüdischen Filmdiva bauen ließ. Schöneres habe ich nie gesehen.

Diese AJC/KAS-Reise hat vieles in mir losgetreten, was mich schon immer umtrieb. In der Musik, nicht nur bei Gustav Mahler, der Literatur, nicht nur bei Heine, in Malerei und bildenden Künsten, nicht nur bei Chagall, in der jiddischen Sprache, die ganz Osteuropa über Jahrhunderte kulturell und sprachlich verband. Ich habe ein paar Wochen Israel bereist, war in Yad Vashem und in Auschwitz, und ich leide unter der Dummheit vieler Deutscher und der Borniertheit der Hohmanns u.a.

Als Chef der Sächsischen Vertretung in Brüssel konnte ich gegen mancherlei Widerstand den Leipziger Synagoga-Chor bei der 60. Gedächtnisfeier der belgischen Juden im Jitzhak Rabin Zentrum beteiligen. Ein großer Erfolg. Versöhnung ist möglich, wenn man will.

In einer Brüsseler jüdischen Zeitschrift las ich vor kurzem ein Heiratsgesuch einer älteren Jüdin: „Ou est – il le vrai Mensch pour moi? Wo ist er, der ‚echte‘ Mensch für mich?“ Ich traute meinen Augen nicht und fragte meine gute französische Freundin Karin Goldfeder. Ja, sagte sie mir, der wahre gute Mensch und Mann wird auch heute noch im französischsprachigen Judentum oft „le vrai mensch“ genannt.

Das jüdische Volk bewahrt ein Wort für das Gute, das Wahre aus der Sprache derjenigen, die den Begriff *Unmenschen* und *Untermenschen* erfanden und zur Beleidigung, zu Demütigung und zur Vernichtung von Millionen Menschen benutzten.

Ingeborg Bachmann hatte Recht. Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.

René G. Holzheimer (1986)

18 Jahre danach

„Lange nichts davon gehört“, war meine erste Reaktion, als ich von der KAS ein Anschreiben zum KAS/AJC Jubiläum erhalten habe. Ich war überrascht, dass man sich nun die Mühe machte, sich für die Erinnerungen der Teil-

nehmer an diesem Austauschprogramm zu interessieren. Das führte dazu, dass ich mich nochmals mit dem Ziel dieses Austauschprogramms beschäftigte, eine neue Form der Verständigung zwischen Juden und Deutschen zu erreichen.

Während eines späteren Forschungsaufenthaltes an der Harvard University Medical School fielen mir, im Vergleich zu Deutschland die Kontinuität und die Nachhaltigkeit in der Forschung auf. Sollte dies auch auf die Beziehung zum American Jewish Committee zutreffen? Und welche Rolle können ehemalige Teilnehmer dabei spielen?

Das AJC hat sich für die Organisation dieser kurzen Reise (6.-19. April 1986) einiges einfallen lassen: New York und die Organisation des AJC; Washington und der Kongress mit Diskussionen mit Kongressabgeordneten und hohen Beamten des State Departments (Themen: politische Einflussnahme, Koalitionen, Menschenrechte, Bürgerrechte); Chicago und die ethnischen Besonderheiten in Stadtpolitik und Zusammenleben; Los Angeles und das Engagement für Bedürftige/Holocaust Museum/Medien. Dazu kamen fast jeden Abend *home hospitalities*, das sind Einladungen zu einem Abendessen bei privaten Gastgebern. Viele Erfahrungen und Erlebnisse entstanden im Kontakt mit den Gastgebern oder bei den Diskussionen mit den Offiziellen des AJC. Manche Ereignisse wie das Dinner mit den Nachkommen von überlebenden KZ-Insassen haben zu lebhaften Gefühlsäußerungen innerhalb der Gruppe geführt und bleiben unvergesslich. Entscheidend für die Aufnahme und Verarbeitung der Eindrücke ist die Zusammensetzung unserer Gruppe gewesen. Politik oder öffentliche Organisationen waren erwartungsgemäß stärker vertreten, und in meiner Erinnerung haben sich in dieser Gruppe außergewöhnlich engagierte und aufgeschlossene Menschen zusammengefunden. Ich glaube, dass dieser Umstand sehr zum Gelingen der Reise beigetragen hat.

Da ich als Kind in den USA aufgewachsen bin und die USA von meiner Studienzeit an der Stanford University kannte, konnte ich mich – nicht abgelenkt durch die Attraktionen der amerikanischen Großstadt – der menschlichen Seite dieses Besuches widmen. Diese persönlichen Gespräche und Erlebnisse haben mich bestärkt, dass es nicht nur um die Vergangenheit geht, so verständlich dieser Wunsch auch ist, sondern dass hier ein Stück weit Zukunft aufgebaut wird. Eugene DuBow, damals Direktor des *Community Relations Programs*, und Neil Sandberg, *Director Western Region*, AJC, haben den Faden nicht abreißen lassen. Wie wichtig private persönliche Kontakte sein können, haben mir die Ereignisse um den Irak-Krieg gezeigt, die zeitweise zu erheblichen Missverständnissen und Misstönen im offiziellen Verhältnis zwischen den USA und Deutschland geführt haben.

Einige politische Erkenntnisse, die auch heute noch Gültigkeit haben, lassen sich kurz zusammenfassen:

1. Auch in den USA verlassen sich jüdische Organisation (Hyman Bookbinder) nicht darauf, dass ihre Interessen von den Parteien gewahrt werden. Es werden Koalitionen gebildet – „we know, we can't walk alone, so we don't walk alone“. Man unterstützt sich und erwartet Unterstützung „Give and take“.
2. Zum damaligen Zeitpunkt war das Holocaustmuseum eines der wichtigsten Ziele, um zu verhindern, dass die Welt vergisst.
3. Dabei gehört es in den USA dazu, sich auch auf anderen Sektoren wie Menschen- und Bürgerrechte, ethnische Gruppen zu engagieren.
4. Lobbyismus ist, im Gegensatz zu Deutschland, ein akzeptiertes Mittel um Interessen Geltung und Gehör zu verschaffen.
5. Es war zum damaligen Zeitpunkt nicht deutlich erkennbar wo Deutschland in diesem Koordinatensystem liegt.

Diese Reise hat auch Jahre später Auswirkungen im Hinblick auf meine berufliche Arbeit. Es liegt mir fern, einen Vergleich mit der heutigen Situation zu ziehen, bei der im Spannungsfeld Ökonomie, Bürokratie, Rechtsprechung, und Gesetzgebung die klinische Forschung in Deutschland unter starkem Druck steht. Es ist auch nicht zu leugnen, dass die medizinische Forschung in Deutschland unter dem „brain drain“ zu leiden hat, der in den 30er Jahren begann und heute aktueller denn je ist. Ob die gegenwärtig von verschiedener Seite vorgetragene Vorschläge dazu beitragen werden diese Situation zu lösen bezweifle ich. Geld ist nicht das Hauptproblem. Es kommt auf die Atmosphäre und die geistige Einstellung an – „Die Luft der Freiheit weht“ (Ulrich von Hutten) ist nicht ohne Grund das Motto der Stanford University. In diesem Sinne bestärken mich auch meine Erfahrungen aus dem Jahr 1986. Der Konrad-Adenauer-Stiftung danke ich auf diesem Wege nochmals ausdrücklich für diese Erfahrung.

Michael Mertes (1986 & 1988)

Die beiden Reisen, an denen ich im Rahmen des Austauschprogramms teilnehmen durfte, waren höchst lehrreiche Expeditionen, von denen ich bis heute profitiere. Ich bin und bleibe der Konrad-Adenauer-Stiftung und dem American Jewish Committee dankbar dafür, dass sie mir diese Chance geboten haben.

Am meisten haben mich die Pluralität und Vitalität des amerikanisch-jüdischen Lebens fasziniert. Ich wusste zwar theoretisch, dass die in Deutschland – wie überhaupt in Europa – verbreitete Vorstellung vom amerikani-

schen Judentum als einem homogenen Block nicht zutrifft; aber die konkrete Anschauung übertraf meine Erwartungen bei weitem.

In den Vereinigten Staaten gilt nicht das Prinzip der jüdischen Einheitsgemeinde, das sich in der Bundesrepublik aus nachvollziehbaren Gründen etabliert hat. Für mich war das Paradigma der Denominationenvielfalt mit orthodoxen, konservativen, liberalen („Reform“) und „rekonstruktionistischen“ Synagogen eine Entdeckung. Wer seine jüdische Identität nicht religiös, sondern kulturell-säkular definiert, kann sich in einer der zahlreichen amerikanisch-jüdischen Organisationen engagieren. Deren gesellschaftliche und politische Agenda wiederum lässt sich nicht auf einen einzigen Nenner bringen. Die Solidarität mit den Lebensinteressen Israels versteht sich von selbst, aber jenseits dieses Grundkonsenses gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen (von scharfer Kritik bis zum völligem Einverständnis) im Blick auf die Tagespolitik israelischer Regierungen.

Die meisten amerikanischen Juden, denen ich im Rahmen des Austauschprogramms begegnet bin, waren Anhänger der Demokraten; natürlich habe ich auch eine Reihe von Anhängern der Republikaner getroffen. Die in Deutschland gelegentlich anzutreffende Vorstellung, dass die US-Republikaner der CDU/CSU und die US-Demokraten der SPD entsprechen, ist eine unzulässige Übertragung hiesiger auf amerikanische Verhältnisse. Jedenfalls habe ich viel Sympathien für die Unionsparteien bemerkt, vor allem eine große Affinität zu deren wirtschafts-, außen- und sicherheitspolitischer Programmatik. (Im Laufe der 1990er Jahre war beim AJC ein steiler Anstieg der Sympathiekurve für die Grünen zu beobachten. In der Tat haben sich die Grünen vom antiamerikanischen Fundamentalismus ihrer Gründerjahre ziemlich weit – wenn auch nicht ganz – entfernt, und bekanntlich herrscht im Himmel mehr Freude über einen reuigen Sünder als über 99 Gerechte.)

Tief beeindruckt hat mich der Patriotismus amerikanischer Juden. Die Liebe zur Freiheit und die Liebe zum eigenen Land gehen in den Vereinigten Staaten eine glückliche Verbindung ein. Patriotismus in Amerika ist nicht exklusiv, sondern inklusiv. So ist es, wie ich begreifen lernte, kein Widerspruch, dass einerseits die allermeisten amerikanischen Juden auf einer strikten Trennung zwischen Kirche und Staat bestehen, wie sie die US-Verfassung vorschreibt, andererseits jedoch in vielen Synagogen die amerikanische Flagge weht.

Vor allem von Hyman Bookbinder, dem Washingtoner Repräsentanten des AJC, habe ich wesentliche Aufschlüsse darüber erhalten, wie amerikanische Juden sich im politischen Meinungs- und Willensbildungsprozess ihres Landes engagieren. Das in Deutschland und Europa verbreitete Bild

von einer „jüdischen Lobby“ ist schon deshalb falsch, weil es das Klischee vom amerikanischen Judentum als einem homogenen Block reproduziert. Das Gegenteil ist richtig: Keiner der jüdischen Hauptstadt-Repräsentanten kann für sich in Anspruch nehmen, für die Gesamtheit der amerikanischen Juden zu sprechen, und die Interessenvertretung findet auf offener Bühne statt. Im übrigen bewahrt die Notwendigkeit, mit anderen gesellschaftlichen Gruppen Koalitionen zu bilden, vor verbandspolitischer Blickverengung.

Es gehört zu den Ironien der Geschichte, dass Erich Honecker 1988/89 glaubte, mit Unterstützung des World Jewish Congress Zugang zum Weißen Haus erreichen und die DDR retten zu können. Damit offenbarte er nur, wie sehr er selbst Gefangener antisemitischer Klischees war. Im „Statement on German Unification“, auf dem 84. Annual Meeting am 17. Mai 1990 beschlossen, stellte sich das AJC positiv zur Deutschen Einheit. Viele Ängste, die darin zum Ausdruck kamen, haben sich als unbegründet erwiesen. „Will a united Germany“, so heißt es da, „ever again flex its muscles and attack its neighbors as it has done twice in this century alone?“ Heute, 15 Jahre danach, steht nicht mehr die Sorge *vor* Deutschland, sondern die Sorge *um* Deutschland im Vordergrund. Nicht deutsche Machtversessenheit ist das Problem, sondern deutsche Machtvergessenheit, namentlich im Kampf gegen den transnationalen Terrorismus.

Das „Statement on German Unification“ dokumentiert, dass das AJC – und dies ist vielleicht auch eine Frucht des Austauschprogramms – über die politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland wesentlich besser informiert war als viele andere amerikanisch-jüdischen Organisationen. Ich selbst habe das bei meinen Gesprächen im Rahmen des Austauschprogramms immer wieder feststellen können. Dank ihrer weit überdurchschnittlichen Deutschlandkenntnisse hatten die Mitarbeiter und Mitglieder des AJC 1990 Vertrauen in die Stabilität unserer demokratischen Institutionen. Sie wussten, dass Neonazis keine Chance hatten, in den Deutschen Bundestag einzuziehen. Auch war Ihnen klar, dass kein Land innerhalb der Europäischen Gemeinschaft (wie damals die EU noch hieß) so enge und gute Beziehungen zu Israel unterhielt wie die Bundesrepublik. Nur selten begegnete ich dem Vorurteil, dass in Deutschland die Erinnerung an den Holocaust aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt werde und deutsche Schüler nicht genügend darüber zu lernen bekämen.

Zu den wichtigsten und schönsten Erfahrungen gehört für mich, wie intensiv das Miteinander von Juden und Christen in den Vereinigten Staaten ist. Diese Form der Ökumene ist in Deutschland – aus offensichtlichen Gründen – (noch) nicht vorstellbar. Unvergesslich sind mir vor allem die

Shabbat Dinners im Familienkreis, aber auch die Besuche von Synagogengottesdiensten.

Ich durfte viele beeindruckende und wunderbare Menschen kennen lernen, mit denen mich zum Teil bis heute eine freundschaftliche Beziehung verbindet. Nicht alle kann ich hier aufzählen. Stellvertretend für die AJC-Präsidenten nenne ich Howard Friedman, Theodore Ellenoff und Bruce Ramer. Besonders gern erinnere ich mich an Marcia Lazar aus Chicago, an Mimi Alperin aus New York und an die Gastgeber verschiedener *home hospitalities*. Von den AJC-Mitarbeitern möchte ich besonders William Trosten, Marc Tanenbaum, Hyman Bookbinder, Eugene DuBow, Andrew Baker, Alan Middleman und Geri Rozanski erwähnen. Ihnen allen danke ich von Herzen für eine Erfahrung, die mein Leben sehr bereichert hat!

Johannes von Thadden (1987)

Das Austauschprogramm des American Jewish Committee und der Konrad-Adenauer-Stiftung hat mein Leben nachhaltig geprägt und verändert – im Kleinen wie im Großen, im Privaten wie im Beruflichen.

Ich habe mir lange überlegt, ob ich den ersten Satz weniger pathetisch formulieren sollte, bin aber zur Schlussfolgerung gelangt: Was wahr ist, muss auch so gesagt werden. Das Austauschprogramm 1987 war ein Geschenk für mich, dessen Dimensionen und Früchte ich vielfach und bis heute erfahren konnte.

Einige ganz persönliche Beispiele: Ich verdanke AJC und KAS, dass ich unter den Teilnehmern den Priester kennen gelernt habe, der dann meine beiden 1989 und 1991 geborenen Söhne taufte und mir bis heute ein Freund ist. Auch manchen anderen damaligen Teilnehmern kann ich bis heute für ihre Freundschaft danken, für klugen Rat an manchen Weggabelungen in meinem Leben und für gute Zusammenarbeit, wenn sich unsere Wege wieder kreuzten. Stephan Eisel ist zu einem starken Teil „schuld“ daran, dass mich sehr viel später mein beruflicher Weg Anfang 2003 als Stellvertretender Generalsekretär zur Konrad-Adenauer-Stiftung selbst und 2004 als Bundesgeschäftsführer zur CDU geführt hat. Mein Bild von der Konrad-Adenauer-Stiftung wurde damals positiv geprägt, ein Eindruck, den ich später als Mitarbeiter bestätigt fand. Indirekt verdanke ich dieser Reise auch, dass ich zurück gefunden habe zum direkten Engagement in und für die CDU, diejenige Partei, aus der heraus Konrad Adenauer den Beginn eines neuen Verhältnisses zu Israel und Juden in aller Welt beschritten hat.

Rabbi Alan Middleman, der unsere Gruppe die ganze Zeit begleitete, hat uns nicht nur eingeführt in die Vielfalt innerhalb des AJC, des jüdischen Lebens

in den USA und des jüdischen Glaubens, sondern hat in diesen zwei Wochen eine weit darüber hinausreichende Brücke gebaut. Bill Trosten hat es uns vom ersten Tag an leicht gemacht, uns nicht nur als Gäste des AJC zu fühlen, sondern als willkommene neue Freunde, auf die unsere amerikanischen Gastgeber wirklich neugierig waren. Gerade bei ihm habe ich schnell die Sorge verloren, wir Deutsche stünden nun überall und immer auf dem Prüfstand. Eugene DuBow hat mit seinem Elan und seiner Begeisterung für das Programm ein ansteckendes Beispiel dafür gesetzt, was Menschen in dieser Welt verändern können, wenn sie sich das nur wirklich vornehmen. Als ich Eugene DuBow 2003 in der KAS wiedertraf, wirkte er nicht nur ziemlich unverändert, sondern aus ihm sprach immer noch die gleiche Flamme dessen, der an seine Aufgabe glaubt.

Mich haben die *home hospitalities* stark beeindruckt: Menschen öffnen Fremden ihr Haus, lassen sie teilhaben an ihrem Leben, an ihren Gedanken und an ihren Freunden. Diese Stunden habe ich in sehr intensiver Erinnerung und habe sie in mein Leben mitgenommen: Später habe ich aus dieser Erfahrung heraus jahrelang ein eigenes Home Hospitality Programm entwickelt – für junge Diplomaten aus Mittel- und Osteuropa, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zur Ausbildung nach Bonn kamen. So hat sich die Gastfreundschaft jüdischer Amerikaner fortgepflanzt in andere Teile dieser Erde.

Gehört all dies zum Ziel des Austauschprogramms? Müsste man nicht beginnen mit all den interessanten und zum Teil verwirrenden Erfahrungen dieser Reise? Ist es gar undankbar gegenüber den Initiatoren und Organisatoren – ehrenamtlichen und berufsmäßigen? Ich glaube nein. Denn ich hoffe, dass diese Beispiele zeigen, wie lebendig die Früchte dieses Austauschprogramms sein können. Und genau dies zeichnet dieses Programm aus.

AJC und KAS haben mir den Blick in die jüdische Welt der USA geöffnet und gleichzeitig den Blick für das jüdische Leben und Schicksal allüberall geschärft. In einem jüdischen Altersheim in Los Angeles haben mich die Gespräche beim Mittagessen mit einfachen, mitunter armen jüdischen Mitmenschen stark berührt. Eine längere Unterhaltung mit einer Überlebenden von Auschwitz hat mich erschüttert, noch mehr aber dankbar gemacht für die Offenheit und Freundlichkeit, mit der diese Dame mir würdevoll begegnet ist. Stark dagegen war der Kontrast eines Treffens mit einer Selbsthilfegruppe *Second Generation Holocaust Survivors*. So sehr ich verstanden habe, wie sehr das Leben der Nachgeborenen der Opfer deutscher Verbrechen geprägt und mitunter belastet ist, so ungerecht empfand ich die sehr direkten Vorwürfe an uns heute. Denn wir sind keine „Täter in zweiter Generation“, sondern Menschen, die Verantwortung

tragen für eine bessere Zukunft. Weder während dieser Reise noch bei späteren Begegnungen mit Juden in Deutschland, den USA oder Israel habe ich eine so direkte Konfrontation erfahren. Im Gegenteil verdanke ich meinen guten Erfahrungen mit den AJC-Gruppen in den USA viele spätere gute Kontakte und Erlebnisse mit anderen Juden.

Denn mein Interesse am christlich-jüdischen Dialog und am deutsch-jüdisch-amerikanischen Dialog ist damals geweckt worden und hält bis heute an. Einen Teil davon konnte ich später umsetzen, als ich Dank der Unterstützung des Deutschen Industrie- und Handelstages und einiger Firmen eine Gruppe jüdisch-amerikanischer Unternehmer nach Deutschland einladen und eine Woche durch Deutschland führen konnte, um ihnen einen Eindruck vom heutigen Deutschland zu ermöglichen. Auch hier haben wir *home hospitalities* organisiert und erlebt, dass diese sehr privaten Begegnungen die tiefsten Spuren hinterlassen.

„Die Tage in den USA gehörten zu den intensivsten meines Lebens – zu der Idee dieses Austausches können die Initiatoren nur beglückwünscht werden. Meine Erwartungen an diese Reise wurden in vielem weit übertroffen.“ Dies sind die ersten Sätze meines Dankesbriefes an die Konrad-Adenauer-Stiftung nach der Rückkehr nach Deutschland. Heute fiel mein Urteil eher noch positiver aus. Ich wünsche für die Zukunft möglichst vielen jüdischen Amerikanern und Deutschen die Chance und das Glück, an diesem Programm teilnehmen zu dürfen. Ich wünsche allen, die mit Herzblut und viel Arbeit dafür sorgen, dass dieses Programm lebt, alles Gute.

„I do hope that we will meet again in Germany as well.“ So endete der erste Brief, den ich von Alan Mittleman nach der Reise erhielt. Hier liegt der tiefere Sinn der Anstrengungen des American Jewish Committee und der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Regina Görner (1987)

Dass ich im Frühjahr 1987 an einer Studienfahrt in die USA auf Einladung des American Jewish Committee teilnehmen durfte, gehört auch heute noch zu den Erfahrungen, auf die ich besonders gern zurückblicke. Ich war zu diesem Zeitpunkt Persönliche Referentin der damaligen Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Rita Süßmuth. Noch heute erinnere ich mich mit Grauen an mein Herumgestottere, wann immer ich bei Vorstellungsrunden den Ministeriumstitel auf Englisch vortragen musste. Am Ende der Reise ging er mir einwandfrei über die Lippen – auch ein Beleg für die riesige Zahl von GesprächspartnerInnen, mit denen wir in den USA in Kontakt kamen.

Es war mein erster Aufenthalt in Amerika. Ich war neugierig auf das Land und die Menschen und froh, meiner anstrengenden Arbeit für ein paar Tage entronnen zu sein. Eine Erholung wurde die Reise nicht: Dafür waren die Termine zu dicht gesetzt, und die Spannung, die über den meisten Gesprächen lag, ging mir nahe.

Mit dem Judentum hatte ich mich zuvor niemals dezidiert auseinandergesetzt, aber als Historikerin hatte ich natürlich meine eigene Sicht auf Vergangenheit und Gegenwart deutsch-jüdischer und deutsch-amerikanischer Beziehungen. Mentalitätsgeschichte war einer meiner Schwerpunkte während des Studiums und meiner anschließenden Forschungsarbeit gewesen. Organisationssoziologie war eines meiner Steckenpferde in den Sozialwissenschaften. Das facettenreiche Programm der Studienreise, das uns mit den unterschiedlichsten Aspekten organisierten und nicht organisierten jüdischen Lebens in den USA konfrontierte, konnte an diesen Interessen gar nicht vorbei gehen.

Ich habe vieles verstehen gelernt auf dieser Reise, nicht zuletzt die für mich anfangs so sonderbare Erwählungsvorstellung des Judentums. Dass ich dabei auch Amerika aus der Perspektive jüdischer Erfahrung kennen gelernt habe, hatte einen besonderen Reiz. Auch wenn die Abende in jüdischen Privathaushalten der unterschiedlichsten sozialen Schichten nur kurze Begegnungen waren, so haben sie vielleicht den tiefsten Eindruck bei mir hinterlassen: Erfahrungen, die man als Tourist so niemals sammeln konnte. Bis heute habe ich die Wahrnehmung, dass ich das Land wenigstens ein Stück aus einer Binnenperspektive sehen durfte, die ich bei späteren Reisen in dieser Form nie wieder einnehmen konnte.

Nur ein einziges Mal hatte ich danach Gelegenheit, mich mit solch einer Einladung in meinen eigenen Haushalt für TeilnehmerInnen eines Gegenbesuchs bedanken zu dürfen. Tagelang habe ich darüber gegrübelt, was ich zubereiten könnte, dass auch Gästen, die koschere Speisen bevorzugten, einen Einblick in die deutsche Küche verschaffen könnte. Die Lösung: Rheinischer Sauerbraten – der erste übrigens, den ich in meinem Leben zubereitet habe. Ich hatte viele aus meinem Freundeskreis dazu gebeten, und es wurde eine lange Nacht in drangvoller Enge mit intensiven Gesprächen, bei denen viel gelacht wurde.

Für die Erfahrungen, die ich der Kooperation von KAS und AJC verdanke, war ich vielleicht nie so dankbar wie an dem Tag, als ich an der Spitze einer DGB-Delegation nach Israel flog, um dem dortigen Gewerkschaftsdachverband Histadrut mitten im Golfkrieg die Solidarität der deutschen Gewerkschaftskollegen zu übermitteln. Dass ich auch in der Folge immer wieder einmal einen Beitrag dazu leisten konnte, angespannte deutsch-is-

raelische Beziehungen im Gewerkschaftsbereich wieder etwas zu entspannen, verdankt sich nicht zuletzt der USA-Studienreise und den Einsichten, die ich dort gewinnen konnte.

Und noch etwas habe ich dabei gewonnen: Freundschaften, die bis heute Bestand haben, und deren Intensität deutlich über das hinausgeht, was einen gewöhnlich mit Reisebekanntschaften verbindet. Die vielen ernsthaften und schwierigen Gespräche in den USA haben uns herausgefordert, viel mehr voreinander preiszugeben, als man üblicherweise bei flüchtigen Bekanntschaften wagen würde. Das konnte anschließend nicht so auseinanderfallen, als sei nichts geschehen. Das allein wäre Grund genug, dankbar zu sein für die Begegnungen, die mir das KAS/AJC-Programm ermöglicht hat.

Ich wünsche noch vielen anderen jungen Leuten, dass sie solche Erfahrungen machen können. Was mich interessieren würde: Gibt es auch in anderen Gruppen, so viele, die einander hinterher in den verschiedensten Leitungsfunktionen wiedergetroffen haben? Das spricht jedenfalls für den Spürsinn derer, die unsere Reisegruppe zusammengestellt haben. Kompliment!

Klaus Mertes SJ (1987)

Ich habe im Frühjahr 1987 am Austauschprogramm der Konrad-Adenauer-Stiftung mit dem American Jewish Comitte teilgenommen. Damals hatte ich gerade mein Theologiestudium in Frankfurt beendet und war zum Priester geweiht worden. Das Programm entführte mich in eine mir unbekannt Welt – die USA und das amerikanische Judentum, New York, Washington, Chicago, Los Angeles. Als zwei Wochen später das Flugzeug wieder in Frankfurt landete, lag eine Welt von Erfahrungen, Begegnungen und auch von neuen Freundschaften, die bis heute gehalten haben, zwischen Abflug und Rückkehr.

Die Gespräche mit den Vertretern des AJC kreisten immer wieder um die Frage der Singularität des Holocaust. Der damals aktuelle „Historikerstreit“ wurde von unseren jüdischen Gastgebern anders eingeschätzt als von mir, – nämlich als neuerlicher Versuch in Deutschland, die Verbrechen der Nationalsozialisten zu verharmlosen. Hier begegnete ich erstmals der amerikanisch-jüdischen Perspektive auf Debatten in Deutschland. Auch die Gespräche mit Vertretern der *Second Generation* in Los Angeles waren geprägt von den unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen. Die Frage „What did your father do during the war?“ klang aus dem Mund eines Juden der zweiten Generation anders und bedrohlich. Ich werde die An-

spannung und die nachträgliche Erleichterung nicht vergessen, nachdem diese Begegnung gut verlaufen war.

Natürlich waren mir von meinem theologischen Hintergrund her die Fragen des jüdisch-christlichen Dialoges bekannt und standen mir nahe. Um so schwieriger war es für mich, mit der Tatsache umzugehen, dass ich bei meinen jüdischen Gesprächspartnern vom AJC – bis auf eine Ausnahme – wenig Anknüpfungspunkte für ein theologisches Gespräch fand. Der Eindruck verstärkte sich, nachdem ich einen katholischen Sonntagsgottesdienst in einer Washingtoner Gemeinde besuchte und dort erstmals amerikanischer Religiosität und Innigkeit begegnete. Manche anderen Beobachtungen einschließlich der Eindrücke aus den Fernsehprediger-Programmen machten mir in den darauffolgenden Tagen erstmals bewusst, dass es einen fundamentalen Unterschied zwischen den USA und West-Europa gibt: Die USA sind ein religiöses Land. Um so drängender wurde für mich die Frage nach der religiösen Identität des amerikanischen Judentums.

Einen Hinweis fand ich unter dem Stichwort Israel. Das waren für mich die vielleicht interessantesten und aufschlussreichsten Gespräche mit den Partner vom AJC. Einerseits entdeckte ich bei ihnen eine echte amerikanische Identität. Sie waren amerikanische Juden im vollen Sinne des Wortes, Patrioten, die ihr Land lieben. Amerika kennt keine Geschichte der Judenpogrome und Genozide – so war immer wieder zu hören. Was für ein Unterschied zu Europa! Die Juden Amerikas gehörten immer dazu. Und zugleich bewegte sie die Frage: Wie kann ich Jude sein und nicht in Israel leben? Deutlich war, dass die jüngere Generation aus dem AJC die Frage drängender stellte als die ältere Generation. Eine Erkenntnis habe ich aus dieser schwierigen inneren Auseinandersetzung im amerikanischen Judentum mitgenommen, nämlich die, dass Israel immer ein zentrales Thema der amerikanischen Politik bleiben wird. Die Beziehung zu Israel ist eine Identitätsfrage der amerikanischen Politik.

Bis heute beziehe ich mich auf Gesprächseindrücke und Erfahrungen aus dem Austauschprogramm zwischen KAS und AJC. 17 Jahre später haben sich allerdings in Europa einige Parameter für das politische Bewusstsein geändert: Während der 90er Jahren ist der Genozid auch in Europa wieder eine grausame, aktuelle Realität geworden. Religion ist auf ganz neue Weise wieder zum Thema der Politik geworden, auch in Europa. Und schließlich hat sich das Israel-Bild in Europa in den letzten Jahren auch nach den Radikalisierungen in der israelischen Politik verändert. Gerne würde ich heute noch einmal das Gespräch mit demselben Gesprächspartner vom AJC suchen, um besser zu verstehen, was sich auch bei ihnen inzwischen an neuen Perspektiven auf diese drei großen Themen ergeben hat: den Holocaust, das Verhältnis von Religion und Politik, und die Beziehung zu Israel.

Peter-Andreas Brand (1990)

Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz – eine Begegnungsstätte für jüdische und nicht-jüdische Jugendliche

Im Sommer 1990 durfte ich am KAS/AJC-Austauschprogramm in New York, Washington und Boston teilnehmen. Dies war seinerzeit die erste deutsche Teilnehmergruppe aus beiden Teilen des zu dieser Zeit sich wiedervereinigenden Deutschlands. Wir lernten deshalb nicht nur unsere amerikanischen Gastgeber vom AJC kennen, sondern konnten auch Deutsche von der jeweils anderen Seite der Mauer, die Deutschland so lange geteilt hatte, kennen lernen. Wir hatten keine Vorstellung von den Problemen, die auf Deutschland in den folgenden Jahren zukommen würden. Sei es die unterschätzte ökonomische Katastrophe der früheren DDR oder sei es steigende Arbeitslosigkeit und, wahrscheinlich als eine Folge, wachsende Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus in allen Teilen des wiedervereinigten Deutschlands.

Im Jahr 1997 gewann eine rechtsradikale Partei ca. 13 % der Stimmen bei den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt, allein auf der Grundlage von ausländergefeindlichen Parolen – und dies in dem Bundesland mit dem geringsten Ausländeranteil in Deutschland. Nachdem ich zwischen 1991 und 1997 sechs Jahre in England verbracht hatte, fühlte ich Wut und Scham über die gleichzeitig stattfindende Serie von Gewaltakten gegen Ausländer auf der einen Seite und gegen jüdische Friedhöfe und Institutionen in Deutschland auf der anderen. Es war sicher zum Teil eine Folge meiner Teilnahme an dem KAS/AJC-Programm, dass für mich sofort offenbar wurde, dass der Kampf gegen alle Erscheinungsformen des Antisemitismus nötiger war denn je.

Mit einer Reihe von Freunden haben wir deshalb die „Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz“ gegründet mit dem Ziel, das alte Herrenhaus in Gollwitz in eine Jugendbegegnungsstätte für Juden und Nicht-Juden umzubauen. Einer der Gründe für den Erfolg von extremistischen, antisemitischen und fremdenfeindlichen Gruppen in den neuen Bundesländern ist zweifellos die fehlende Zukunftsperspektive, insbesondere in ländlichen Gebieten. Politische Gruppen, die die Enttäuschungen der Menschen ausnutzen, können leichte Erfolge in Gegenden erzielen, wo die Bemühungen, Arbeitsplätze zu schaffen, nicht unmittelbare Früchte getragen haben und die Dörfer aufgrund fehlender Finanzmittel verfallen. Diese Erkenntnis führte uns zu dem Gedanken, eines der vielen alten Herrenhäuser in Brandenburg zu erhalten und umzubauen und die Begegnungsstätte dort einzurichten.

Auch wenn viel Energie darauf verwandt wird, über Gedenkstätten zu diskutieren, können wir doch nur durch das Überwinden von Fremdheit sicherstellen, dass Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland nicht auf fruchtbaren Boden fallen. Es ist eine der Folgen des Holocaust, dass nicht-jüdische Deutsche heute kaum Gelegenheit haben, Juden in Deutschland zu treffen und sich mit ihnen auszutauschen. Das einzig sichtbare Zeichen jüdischen Lebens in Deutschland ist heute häufig in den Aktivitäten der offiziellen Repräsentanten der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland zu sehen. Dies mag auch ein Grund dafür sein, warum es in den vergangenen Jahren Radikale so leicht hatten, Anhänger in den neuen Bundesländern zu finden. Wir wollen deshalb jüdisches Leben in Deutschland wieder sichtbarer machen.

Das Konzept der Begegnungsstätte soll dabei den bereits bestehenden Initiativen, die sich um ein besseres Verständnis zwischen Menschen verschiedener Glaubensüberzeugungen oder Religionen widmen, ein neues Element hinzufügen.

Wir wollen Schul- und Berufsschulklassen, Jugendgruppen, Mitglieder von Vereinen und Verbänden, aber auch Lehrer und Einzelpersonen aus ganz Deutschland zu einwöchigen Seminaren einladen. An diesen Seminaren sollen auch Schulklassen und Studenten aus Israel, Großbritannien und Amerika, Überlebende des Holocaust, deutsche und jüdische Erwachsenen- und Jugendgruppen sowie offizielle Vertreter der jüdischen Gemeinschaften in Deutschland, Politiker, Diplomaten und Persönlichkeiten des nationalen und internationalen öffentlichen Lebens teilnehmen. Es sollen Besuche bei den politischen und religiösen Institutionen in Brandenburg und Berlin, den Gedenkstätten stattfinden.

Wir sind derzeit noch dabei, die erheblichen Geldmittel zu sammeln, die notwendig sind, um die Sanierung des Hauses abzuschließen. Wir hoffen, dass die Renovierung und Sanierung des Gebäudes im Jahr 2007 abgeschlossen sein wird.

Karl-Michael Danzer (1992)

5. Februar 1992 – Am Nachmittag wird Dr. Bernhard Vogel vom Thüringer Landtag zum Ministerpräsidenten des Landes Thüringen gewählt. Wenige Tage später fragte er mich, ob ich denn schon einmal in Amerika gewesen sei. Ich antwortete: Wie denn? Wann denn? Zu DDR-Zeiten war dies für mich nicht möglich. „Ja wollen Sie denn mal nach Amerika?“ war seine zweite Frage, und ich sagte: „Wenn die Möglichkeit besteht, würde ich schon gern einmal nach Amerika reisen.“ „Dann fahren Sie mit der Konrad-Ade-

nauer-Stiftung Ende April bis Anfang Mai zu einem Informationsaustausch der Konrad-Adenauer-Stiftung mit dem American Jewish Committee in die USA.“ Ich war überaus glücklich und wusste gar nicht, wie mir geschah.

Ein Schreiben des Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung vom 13. März 1992 bestätigte mir dann die Reise nach Amerika. Am 26. April fand im Hotel an der Kennedy-Brücke in Bonn das Vorbereitungsgespräch und am 27. April 1992 sind wir gemeinsam zum Frankfurter Flughafen gefahren. Der Abflug mit der LH 450 um 10.40 Uhr erfolgte ohne Zeitverzögerung. 13.05 Uhr landeten wir in Los Angeles. Ich betrat amerikanischen Boden mit meinem ehemaligen DDR-Reisepass. Alle Mitreisenden gingen durch die Kontrollen ohne Probleme. Als die Beamten der Einreisebehörde Amerikas meinen Reisepass sahen, waren sie erstaunt. Einen solchen kannten sie nicht. „Where are you from?“ war die Frage des Bediensteten. „I’m from Germany“, antwortete ich. Dies sei kein Reisepass Deutschlands, übersetzte mir der schnell herangeeilte Herr Dr. Wahlers. Es dauerte ca. 20 Minuten, bis durch Herrn Dr. Wahlers alle Irritationen beseitigt werden konnten. Alle anderen der Delegation warteten auf mich im Foyer des Flughafens. Herzlich wurde ich von einem Rabbiner begrüßt. Anschließend fuhren wir zum Hotel und am Abend fand das erste Gespräch statt.

Großes Interesse zeigten unsere Gesprächspartner gerade an der Entwicklung der neuen Länder. Wie war es früher, und was hat sich verändert, und was wird sich verändern? An dieser Stelle darf ich der Konrad-Adenauer-Stiftung ein Kompliment machen, die sehr umsichtig nicht nur Teilnehmer aus den alten Ländern einlud, sondern auch aus den neuen Ländern. Beindruckend war für mich der Empfang im Rathaus, wo uns eine Urkunde des Bürgermeisters Tom Bradley übergeben wurde. Leider konnte er uns nicht selbst empfangen, da fast zum gleichen Zeitpunkt das Urteil im Fall Rodney King verkündet wurde. Ein Presseauflauf, wie ich ihn noch nie erlebte. Die Polizisten wurden frei gesprochen. Ein Aufschrei wütender Demonstranten, brennende Straßen und Demonstrationen waren die Folgen dieses Urteils.

Am nächsten Morgen flogen wir nach New York. Von oben sahen wir die Rauchschwaden, die sich über Los Angeles legten. In New York angekommen, fuhren wir am Abend auf das Empire State Building. Wir übernachteten im Hotel gegenüber dem Waldorf Astoria, in welchem sich in den 50er Jahren Ben Gurion und Konrad-Adenauer trafen.

Unsere Gespräche waren begleitet von dem Urteil im Fall Rodney King. Teilweise mussten sie aus Sicherheitsgründen abgebrochen werden. Nach unserem New York-Aufenthalt führte uns die Reise weiter nach Washington. Zunächst unfassbar, aber doch wahr: ich stand vor dem Weißen Haus in

Amerika und wurde zu einem Mittagessen in das Capitol eingeladen – und ich war und bin dankbar für die friedliche Revolution 1989.

Herzlichen Dank der Konrad-Adenauer-Stiftung, herzlichen Dank Dr. Bernhard Vogel, dass Sie mich bedacht haben. Herzlichen Dank Herr Dr. Wahlers für die Betreuung während der ganzen Reise – eine Reise, die für mich in bleibender Erinnerung ist.

Corinna Franz (1995)

„The long and winding road“

Bis dahin vornehmlich auf Frankreich und die deutsch-französischen Beziehungen ausgerichtet, war mir die Neue Welt nicht nur in geographischer Hinsicht fremd. Schon eher vertraut war ich indes als Doktorandin im Fach Geschichte mit dem Judentum, seiner Religion und Tradition. Doch auch diese Kenntnis stammte nur aus Büchern. Daher bedeutete für mich der persönliche Kontakt mit jüdischem Leben die wichtigste und nachhaltigste Erfahrung des Besuchsprogramms. Immer wieder kreisten die Gespräche mit unseren Gastgebern darum, wie wünschenswert und wie schwierig zugleich es ist, sich in vollem Bewusstsein des Geschehenen unbefangen zu begegnen.

Im Kontext dieses belasteten und belastenden Umgangs miteinander haben sich mir zwei Begebenheiten der Reise besonders eingeprägt. Die erste spielte sich jenseits des offiziellen Programms ab. Am ersten Tag in New York, nach der Rückkehr von Ellis Island und dem gemeinsamen Rundgang durch die Lower East Side, stand uns der zweite Teil des Nachmittags zur freien Verfügung. So machte ich mich auf den Weg zum Guggenheim Museum, doch zu spät. Als ich ankam, waren die Türen bereits verschlossen. Enttäuscht setzte ich mich am Central Park in den nächst besten Bus südwärts und studierte den Stadtplan auf der Suche nach einem neuen Ziel. Ein älterer Herr erriet treffsicher meine Herkunft und sprach mich an. Mein gesprächiger Mitfahrer berichtete, dass er erst kürzlich auf Einladung der Stadt in Bad Harzburg gewesen sei. Nichtsahnend fragte ich, ob es ihm gefallen habe. „Nein“, kam die brüske Antwort und „sorry“, aber er begreife nicht, wie man in Deutschland leben könne. Die Erklärung folgte: In Bad Harzburg geboren, emigrierte er mit seinen Eltern. Nach Kriegsende kehrte er als Dolmetscher beim Nürnberger Kriegsverbrechertribunal nach Deutschland zurück. Dort ertrug er nicht, was er hören und sehen musste; nach nur zwei Wochen quittierte er den Dienst. Was mich am meisten überraschte, war die Atmosphäre dieses Gesprächs. Angesichts eines solch entschiedenen Urteils wären Verbitterung und Anklage zu erwarten gewe-

sen. Doch nichts von beidem schwang mit, so dass meine Antwort recht ungezwungen ausfiel. Ich bedauere, gab ich zu verstehen, sein Verdikt, wolle ihn aber auch nicht umstimmen, sondern respektiere diese Sicht der Dinge. Im Gegenzug bat ich meinerseits um Verständnis, dass Deutschland nun einmal das Land sei, in dem ich groß geworden bin, in dem ich mich wohl fühle, dessen Sprache ich spreche. Und auch diese Sicht der Dinge wurde sofort zugestanden. In einer entspannten Atmosphäre des „agreeing to disagree“, wechselten wir noch einige Sätze, bis die kurze gemeinsame Fahrt endete. Ich blieb im Bus sitzen und staunte, wie einfach die deutsch-jüdische Begegnung doch sein konnte.

Befremdlich hingegen wirkte eine andere Begebenheit am Ende der Reise. Nach einem Rundgang durch das Holocaust Museum in Washington fand sich unsere Gruppe zur Diskussion mit einem Museumsmitarbeiter zusammen. Die Bilder der Vergangenheit wirkten nach, ließen uns in uns gekehrt lange schweigen. Der Vertreter des Hauses nahm diese gedrückte Stimmung zum Anlass, sich über die deutsche Betroffenheit, die ihm bei solchen Gelegenheiten immer wieder begegne, zu mokieren. Hätten wir etwa lachen und scherzen sollen? Jedenfalls vermisste ich hier schmerzlich jenen Respekt für die Empfindungen des Gegenüber, den ich aus der zufälligen New Yorker Begegnung in so wohlthuender Erinnerung hatte.

Beide Begebenheiten zeigen, wie nah und zugleich wie fern wir einer Normalität im Umgang miteinander sind. Doch auch diese Erkenntnis mag ein Schritt in die richtige Richtung sein.

Ellen Presser (1998)

**Auf der Suche nach Normalität
Mit der Konrad-Adenauer-Stiftung auf einem USA-Trip**

(Erstmals veröffentlicht in *Illustrierte Neue Welt* (Wien),
Nr. 1 / 2, Januar / Februar 1999)

„Frauleins“, Krauts und Filmschurken, die mit deutschem Akzent sprechen – schon lange decken derartige Klischees nicht das Bild der Deutschen im amerikanischen Bewusstsein ab. Doch das heißt nicht, dass sich die NS-Vergangenheit auf das heutige Ansehen der Bundesrepublik in den USA keineswegs auswirkt.

Seit achtzehn Jahren legt sich die Konrad-Adenauer-Stiftung ins Zeug, um den negativen Reminiszenzen entgegenzuwirken. In einem Austauschprogramm mit dem American Jewish Committee (AJC) hat sie im vergangenen Jahr elf Repräsentanten aus Politik, Publizistik, Kultur und Wirtschaft auf

einen Trip geschickt, der vom Regierungssitz Washington über die Provinzmetropole Cleveland in den Kulturenschmelztiegel New York führte. Ziel der neuntägigen Reise: „Dialog und Verständigung“, entsprechend einer von Konrad Adenauer selbst entwickelten Forderung nach „Normalität zum jüdischen Volk“.

Dieses Bestreben nimmt bisweilen paradoxen Charakter an: Es scheint leichter zu sein, den Umweg über Amerika zu nehmen, um Deutschen einen Einblick in gegenwärtiges Judentum zu verschaffen. In der Tat leben in Deutschland unter 80 Millionen gerade 70.000 Juden.¹⁾

In unserer Reisegruppe bin ich die einzige jüdische Teilnehmerin. Für einige die erste alltägliche Begegnung mit einem Juden. Seite an Seite im Flugzeug, am Frühstückstisch, auf Sightseeing-Tour. Dass dies ein erwähnenswertes Erlebnis bedeutet, erfahre ich aus der Tageszeitung „Plain Dealer“, die alle Teilnehmer in Cleveland interviewt hatte. Dem fremden Journalisten gegenüber räumte ein Mitarbeiter im Auswärtigen Amt ein: „The first German Jew I ever met in my life was in our group here.“ Spüre ich etwa deswegen höfliche Zurückhaltung, Beklommenheit, bedachtsame Wortwahl? Liegt es etwa an meiner eigenen Befangenheit?

Angekündigt war ein „Blick auf Amerika durch jüdische Augen“. Das hing mit dem Organisationsteam vor Ort zusammen, das uns in Washington erst einmal durch die Räume des American Jewish Committee, des State Department und des Landwirtschaftsministeriums lotste. Die Klimaanlage läuft überall auf Hochtouren, so auch das äußerst dichte Besichtigungsprogramm. Manchmal ist es fast zuviel des Guten. Gründlich werden wir über jüdisches Leben in den USA belehrt. Nichts davon ist auf deutsche Verhältnisse übertragbar. 2,2 % der amerikanischen Bevölkerung, also rund sechs Millionen Bürger, sind jüdischen Glaubens. Jüdische Identität artikuliert sich, wie uns Rabbiner Andrew Baker, Direktor des AJC-Europareports, erklärt, nicht ausschließlich über die Religionszugehörigkeit, sondern auch ethnisch, sozial oder einfach emotionell. Wir lernen von der ganzen Bandbreite nur das American Jewish Committee kennen, der American Jewish Congress, B'nai B'rith und die Anti-Defamation-League werden kaum erwähnt. Der Vielfalt ist man sich in Amerika jedoch bewusst: „Wenn Ignatz Bubis spricht“, so Baker, „hören wir eine repräsentative Stimme aller Juden in Deutschland.“²⁾ Sein Kollege Jason Isaacson, zuständig für internationale Beziehungen, bekräftigt: „Juden in Amerika sind kein monolithischer Block!“ Anderswo auch nicht, will ich gerade einwerfen, als er fort fährt: „Unsere Interessen sind immer amerikanische.“ Solche Identifikationsbereitschaft mit der Nation ist den Juden in Deutschland gründlich genommen seit der NS-Zeit.

Religiös organisierten sich Juden in den USA in einer Vielzahl von Synagogen und Congregationen, alle unabhängig voneinander. Doch wie Steven Bayme vom New Yorker Büro des AJC noch ausführen sollte, „ist der Preis für unser erfolgreiches Leben als Amerikaner hoch“, nämlich begleitet von einem Verlust jüdischer Werte: „Wir sind noch das Volk des Buches. Die Frage ist nur, welchen Buches. „Über fünfzigprozentige „Mischehenrate“, das „Dezember-Dilemma“ vieler Familien zwischen Weihnachtsbaum und Chanukka-Leuchter, eine negative Zuwachsrate von 1,8 Kinder pro Familie in den letzten 35 Jahren und mangelndes Wissen über die eigene Religion bedrücken den 48-jährigen gebürtigen Bostoner.

Seinen Chef David A. Harris beschäftigt mehr der politische Diskurs. Er setzt auf Kooperation: „Die Zeit arbeitet zugunsten der deutsch-amerikanischen Beziehungen.“ Mit Kritik hält er nicht hinter dem Berg: Deutschland lasse sich vom Iran an der Nase herumführen, verspiele den Anschluss der Türkei an Europa und der deutsche Bundeskanzler habe die Verhandlungen über die Entschädigungszahlungen an die letzten Schoa-Überlebenden in Osteuropa der Form nach so missbilligt, dass er der Eröffnung des AJC-Büros im Februar in Berlin fernblieb.

Auch negative Klischees kommen zur Sprache. Umso besser – was ausgesprochen wird, kann auch berichtigt werden. Die Atmosphäre ist verhalten vertrauensvoll. Vom Prototyp einer deutschen Reisegruppe mit gleichen Ansichten zur Politik und Lieblingsbiersorte sind wir weit entfernt. Dafür sind wir in unseren Biographien und Einstellungen zu verschieden. Die Reise bietet auch eine konkrete Erfahrung dessen, „was es bedeutet, ethnische Identitäten in einer multikulturellen Gesellschaft zu leben.“

Für den 1944 in Wichita in Kansas geborenen Landwirtschaftsminister Daniel R. Glickman ist seine jüdische Konfession überhaupt kein Problem: „Bill Clinton ist wirklich farben- und religionsblind.“³⁾ Der viel zitierte „jüdische Einfluss“ entpuppt sich als bloßes Ergebnis fleißiger Kontaktpflege und intensiven Lobbying für amerikanische Interessen, die jüdisch geprägt sein können. Aber nicht sein müssen.

Iren, Polen, Italiener und auch Juden galten den Angelsachsen im Zeitpunkt ihrer Einwanderung als jeweils eigene „Rasse“, so wahnwitzig das erscheinen mag. Mit der Zeit änderte sich die Fremd- und Selbsteinschätzung. Am Begriffswandel Neger – Farbiger – Schwarzer zum heute gültigen Afroamerikaner wird das deutlich. „Heute“, so führte John Kromikowski, dem Namen nach unschwer als polnisch-stämmiger Katholik auszumachen, „ist die amerikanische Identität pluralistisch. – nicht reduziert auf Miss Virginia oder den Marlboro-Mann.“

Eine These, wonach „Einwanderer die kreativsten, fleißigsten und innovativsten Mitglieder einer Gesellschaft werden“, bestätigte sich bei unserem Besuch in der Stahlindustrie-Metropole Cleveland. Das „Bellefaire Jewish Children's Bureau“, das wir neben etlichen anderen effizienten Einrichtungen besuchten, gilt als größte soziale Fürsorgeeinrichtung in Ohio und fünfgrößte in den USA. Längst ist es nicht einzig für die rund 80000 Juden Clevelands zuständig. Der örtliche Vertreter des AJC und Universitätsdozent Marty Plax ist sichtlich stolz, eine blühende jüdische Gemeinde vorzustellen. Ihre Gründer kamen, wie die Vorfahren von 40 Prozent aller Amerikaner, durch die Einwanderungsschleuse Ellis Island vor den Toren New Yorks. Im Übrigen gilt jeder vierte Amerikaner als deutschstämmig.

Wir sind alle beeindruckt von der überwältigenden Gastfreundlichkeit und dem freiwilligen ehrenamtlichen Engagement, das allorts alles in Gang hält. Nur selten traten gemischte Gefühle auf – etwa beim Besuch des Washingtoner Holocaust Museum. Der Grund ist offensichtlich, wurde jedoch nicht offen ausgesprochen, geschweige denn ausgetragen. Während einen jungen Historiker beständig plagte, man könne glauben, „wir Deutschen würden die Vergangenheit vergessen“, wurde ein Hoffnungsträger der CDU, nicht müde, zu betonen: „Das heutige Deutschland darf nicht mit dem vergangenen in einen Topf geworfen werden.“ Niemand tut das. Aber es bedarf schon besonderen Einfühlungsvermögens, Verständnis für amerikanische aufzubringen, die noch heute vor dem Kauf deutscher Produkte zurückschrecken.

Anmerkungen:

- 1) Durch die Zuwanderung jüdischer Kontingentflüchtlinge aus den GUS-Staaten ist die Mitgliederzahl in Bewegung. Zum 31.12.2003 zählte die jüdische Gemeinschaft in Deutschland 102.472 Gemeindemitglieder.
- 2) Ignatz Bubis (1927–1999) war von 1992 bis 1999 Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland.
- 3) Bill Clinton war von 1993 bis 2001 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Frank Spengler (1997 & 1998 & 1999)

AJC goes local

Über einen Zeitraum von drei Jahren koordinierte ich in der Zentrale der Konrad-Adenauer-Stiftung die Zusammenarbeit mit dem AJC. Grundpfeiler dieser Kooperation waren die jährlichen gegenseitigen Besuchsprogramme. Sie wurden mit besonders großer Sorgfalt und persönlichem Engagement von den vielen direkt und indirekt Beteiligten vorbereitet und durchgeführt.

Zwei Zielsetzungen waren dabei hinsichtlich des Deutschlandprogramms von vorrangiger Bedeutung: Unsere jüdischen Gäste sollten einen authentischen Eindruck von dem neuen Deutschland bekommen und mit Menschen auf allen Ebenen zu ausführlichen Gesprächen zusammen treffen können. „Mixing the people“, wie Eugene DuBow in seiner ihm eigenen Art zu sagen pflegte.

Terminvereinbarungen mit hochrangigen Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens in Berlin und in den Landeshauptstädten waren dabei selten ein Problem. Gerade diese Gesprächspartner konnten die Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit routiniert und zugleich glaubhaft darstellen. Sie konnten den Geist ansprechen und sicherlich auch oft überzeugen, aber konnten sie auch das Herz unserer Gäste gewinnen? Klang das alles für unsere amerikanischen Freunde nicht zu perfekt? Stand nicht doch zuviel im Widerspruch zu den in den Köpfen fest verankerten und oft wach gehaltenen Vorurteilen über die Deutschen? Wie hingegen denkt und vor allem handelt aber die Mehrheit der Deutschen in ihren Städten und Dörfern?

Entsprechend dem Grundsatz „All politics is local“ wollten wir unseren Gästen daher auch zeigen, wie auf lokaler Ebene in Deutschland die Aufarbeitung der Vergangenheit und die Aussöhnung mit dem jüdischen Volk sich vollzieht. Dafür wählte ich einfach meinen Wohnort Frielendorf aus und begab mich auf eine Entdeckungsreise der jüdischen Spuren in meinem eigenen Umfeld. Um es vorweg zu sagen: Ich bin einerseits beschämt, wie wenig ich über diesen Aspekt der Vergangenheitsbewältigung in meiner Umgebung wusste, andererseits aber bin ich heute sehr stolz auf die vielen ermutigenden Initiativen meiner Mitbürger zur Umsetzung dieser sicherlich nicht einfachen Herausforderung.

Zunächst einmal mussten die Fakten zusammengestellt werden. Frielendorf ist heute eine sogenannte Großgemeinde in Nordhessen. Zu meiner großen Überraschung stellte ich fest, dass im heutigen Ortsteil Frielendorf vor dem Zweiten Weltkrieg der Anteil der jüdischen Bevölkerung rund 20 Prozent betrug. Es gab sogar eine eigene jüdische Schule mit über 60 Kindern. Ein Lehrerhaus, in dem heute die Feuerwehr untergebracht ist. Die jüdische Gemeinde war ein fester Bestandteil des täglichen Lebens. Man kannte und respektierte sich. All dies ist eindrucksvoll dokumentiert in zwei umfangreichen Bänden, die ein ehemaliger Klassenkamerad im Auftrag der Gemeinde zusammengestellt hatte. Mehr über unsere jüdische Vergangenheit konnte ich auch von meiner Nichte erfahren, die sich im Rahmen des Konfirmationsunterrichts mit anderen auf jüdische Spurensuche begeben hatte.

Natürlich gab es noch einen jüdischen Friedhof. Etwas außerhalb des Ortes gelegen und auch heute noch gut gepflegt. Auch wenn die letzte Belegung in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts dokumentiert wurde. Das Bundesland Hessen gibt sogar einen Zuschuss für die Pflege des Friedhofs und kontrolliert die korrekte Verwendung der Mittel. Mitten auf diesem Friedhof aber steht ein großer Gedenkstein: Für die jüdischen Soldaten der Gemeinde, die im großen „Vaterländischen Krieg 1914–1918“ für Deutschland ihr Leben opferten. Der Zugang zu dem Friedhof ist außer am Schabbat jederzeit möglich. Der Schlüssel hängt bei der Gemeindeverwaltung und noch heute verlangen Angehörige der toten jüdischen Mitbürger aus aller Welt danach.

Die ehemalige Synagoge, im Zentrum der Stadt gelegen, hat eine besondere Geschichte: Lange ignoriert als Ort des Erinnerns hängt dort nun seit 1993 eine Gedenktafel, die dem ehemaligen Gotteshaus und heutigem Familiengeschäft etwas von der damaligen Würde zurückgibt. Der Ladenbesitzer erzählte später, dass sich auf seinem Dachboden noch heute die alte Synagogentür befände. Warum sie dort liege und nicht längst entsorgt worden wäre, könne er sich auch nicht erklären. Aber zuviel der jüdischen Vergangenheit wäre schon zerstört worden und deshalb sollte das Wenige noch vorhandene wohl besser aufbewahrt werden.

Für die Initiatoren der ersten jährlichen Gedenkstunde der „Kristallnacht“ keineswegs einfach, die gerade vernarbten Wunden der Vergangenheit neu aufzubrechen. Widerstand dagegen regte sich im Ort, am Ende nahmen 200 Personen an der Gedenkstunde vor der früheren Synagoge teil.

Dies also waren die Bedingungen für den Programmpunkt „Dialogprogramm in Frielendorf für AJC-Vertreter“. Der Bürgermeister empfing unsere amerikanischen Gäste dann auch protokollgemäß im Rathaus, führte sie durch seine Gemeinde und erwähnte von fast jedem eindrucksvollen Fachwerkhaus im Ortskern die Vergangenheit, auch die jüdische. Beim gemeinsamen Mittagessen im „Jägerzimmer“ des örtlichen Gasthauses waren sich die Gäste anfangs noch nicht so ganz einig darüber, ob die Hirschgeweihe oder der Bürgermeister sie mehr beeindruckte sollten. Dies änderte sich sehr schnell als der Kommunalpolitiker in einfachen Worten erklärte, wie sich auf lokaler Ebene, also jenseits des internationalen Medieninteresses, die Aussöhnung mit dem jüdischen Volk und der eigenen Vergangenheit vollziehe.

Sicherlich, so der Kommunalchef, hätte vieles erreicht werden können. Es gäbe ja jetzt auch jedes Jahr die von den Kirchen organisierte Gedenkfeier am 9. November, aber es kämen doch noch zu wenige Mitbürger. Die anlässlich der ersten Gedenkfeier erarbeitete Erklärung ist in der Tat ein

beachtlicher Ausdruck humanistischen Denkens. Der Text könnte auch so manche offizielle Gedenkfeier für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin bereichern.

Doch sein Vorhaben, so der Bürgermeister, der ehemaligen Judengasse wieder den alten Namen zu geben, hätte er wegen des Widerstandes im Gemeinderat und auch in seinem eigenen SPD-Ortsverein noch nicht umsetzen können. Ja, bedroht worden wäre er auch schon, sogar mehrmals, weil er die alten Geschichten nicht habe ruhen lassen wollen. Die Gemeinde müsse aber noch mehr für die ehemaligen jüdischen Mitbürger tun. Deswegen werde er es im Gemeinderat durchsetzen, dass zur 800 Jahrfeier die noch wenigen überlebenden Frielendörfer Juden zu Lasten der Gemeindegasse eingeladen würden. Einige kamen dann auch zu diesem Jubiläum.

Im Bus bot der Bürgermeister zum Abschied jedem unserer Gäste seinen Händedruck als persönliche Geste der Versöhnung an. Er wurde ihm nicht verweigert. Ein Handschlag kräftig, ehrlich und verpflichtend. So wie bei uns – früher – auf dem Lande auch die vielen jüdischen Viehhändler ihre Geschäfte abgeschlossen haben.

Marianne Kneuer (2000)

Doppelte Erfahrung mit dem AJC/KAS-Programm

Als ich im Juni 2000 mit der zwanzigsten deutschen Gruppe am Austauschprogramm teilnahm, wusste ich wenig über das jüdische Leben in den USA. Da war lediglich die Lektüre einiger Romane von jüdischen Schriftstellern und die Begegnung mit orthodoxen Juden in der 42nd Street in New York – mehr nicht. Eine der ersten Erkenntnisse war, dass es das jüdische Leben auch gar nicht gibt. Die jüdische Gemeinde in den USA, so wurde uns von dem AJC-Team in Washington erklärt, ist vielfältig und besteht aus unterschiedlichen Richtungen. Das vermittelten auch die Diskussionen mit Vertretern verschiedener jüdischer „advocacy groups“, ein Ausschnitt der über 260, die es in den USA gibt. Neben dem ersten „Eintauchen“ in das Thema, war für mich als Politikwissenschaftlerin der Washingtoner Reiseabschnitt ungeheuer aufschlussreich, nicht nur, weil wir hochrangige Gesprächspartner im Capitol, State Department etc. trafen. Es wurde klar, dass trotz des geringen Bevölkerungsanteils von etwa 2,5 % die jüdische Gemeinschaft nicht nur politisch sehr aktiv, sondern auch einflussreich ist.

Vollgeladen mit vielen neuen Informationen und intellektuellem Ertrag betraten wir mit dem Besuch der *local chapters* Miami und Boca Raton, Florida, eine ganz andere Ebene. Hier bekam das, was jüdisches Leben im All-

tag bedeutet, Konturen. Es waren die persönlichen Begegnungen, vor allem auch bei den *home hospitalities*, die uns einen Einblick gaben, was Jüdisch-Sein bedeutet, welche Implikationen es hat, auch im Zusammenleben mit anderen Religionen und Kulturen. So lernte ich eine Mutter kennen, die ihre Töchter mit einem Juden verheiraten will, was sich nicht immer einfach darstellt. In einem Community Center sahen wir, wie die jüdischen Kinder gemäß ihres Glaubens erzogen wurden, andererseits hörten wir auch von jungen Erwachsenen, welche die Riten nicht mehr so streng befolgen möchten, wie die Eltern es vorgeben.

Immer mehr wurden wir in eine andere Denk- und Gefühlswelt geführt. Aber es differenzierte sich nicht nur das anfangs bloß rudimentäre Bild vom jüdischen Leben; je mehr ich erfuhr, desto mehr Fragen hatte ich, desto mehr fühlte ich das Bedürfnis weiter zu bohren. So ging es mir bei der Schabbat-Feier, für mich ein Höhepunkt dieser direkten, persönlichen Erfahrungen. Ich erlebte sie und das danach folgende gemeinsame Essen der Gemeinde sehr intensiv, immer und immer wieder kamen mir Fragen, die der wahrhaft geduldige Rabbi mir beantwortete.

Viel von dem Erlebten brauchte länger, um verarbeitet zu werden. Das traf nicht nur auf den Besuch des Holocaust-Museums in Washington zu. Das Holocaust-Memorial in Miami machte deutlich, dass ein gutes, oft recht „einfaches“ didaktisches Konzept aus dem Besuch eines auf den ersten Blick vor allem architektonisch interessanten Memorials eine angreifende und überaus wirkungsvolle Erfahrung machen kann: Das Gespräch mit einem Überlebenden war ein Erlebnis, das sich nur schwer beschreiben lässt. In der Rückschau meine ich, dass solch eine direkte Erzählung, dieses *face-to-face*-Erlebnis markanter sein kann als ein Museum.

Nach diesem erlebnisdichten *hands on*-Abschnitt, mit dem auch ein sehr intensiver Austausch von uns deutschen Teilnehmern untereinander einherging, wurde unser Aufenthalt durch den Besuch in der New Yorker Zentrale abgerundet. Hier war es zweifelsohne David Harris, von dem wir alle fasziniert waren und der insbesondere die politische Dimension der jüdischen Gemeinde in den USA vor Augen führte.

Ich kam nicht nur voller eindringlicher, teils noch weiter zu verarbeitenden Eindrücken nach Deutschland zurück, ich wollte vielmehr etwas tun. Mir wurde zudem nach der Reise klar, welch ein phantastisches Programm dieser Austausch zwischen AJC und KAS tatsächlich war. Ich wollte irgendwie weiter machen, und so kam es, dass ich mich im selben Jahr, im September 2000, zur Verfügung stellte als Begleiterin der amerikanischen AJC-Gruppe bei ihrem Besuch in Deutschland. Dies war eine völlige andere, von mir zweifelsohne auch in ihrer Tragweite unterschätzte Erfahrung,

die die Intensität der Erlebnisse in den USA überstieg. Die meisten amerikanischen Teilnehmer waren älter, und etliche, gerade auch unter den Jüngeren waren so voller ablehnender Skepsis, dass ich anfangs fürchtete, es könne überhaupt kein offener Austausch zustande kommen.

Er war tatsächlich kein einfaches Aufeinanderzutasten zwischen der Gruppe und dem Gefühl in Deutschland zu sein, ebenso wie zwischen der Gruppe und mir. Am zweiten Tag fragte mich eine Teilnehmerin plötzlich nach der Geschichte meiner Familie. Ich erzählte sie ihr. Und nachdem ich mich geöffnet hatte, taten es die anderen auch. Das Eis war gebrochen. Jeder Tag wurde nun zu einer großen Bereicherung: die Gespräche mit jedem Einzelnen, jeder mit einer anderen persönlichen Verbindung zu Deutschland, neue Horizonte über das jüdische Leben im heutigen Deutschland, das mir fast ebenso unbekannt gewesen war wie jenes in den USA. Die Begegnungen mit Vertretern der jüdischen Gemeinden in Berlin, Erfurt und München waren somit auch für mich höchst lehrreich. Der schwierigste Moment für alle aber war die Fahrt nach Buchenwald. Noch heute sind mir weniger die Bilder des mir bereits bekannten Konzentrationslagers vor Augen, sondern die Bilder, wie meine Freunde, die sie inzwischen waren, sich dieser Konfrontation stellten und wie sie diese empfanden.

Die amerikanischen Teilnehmer, so individualistisch und divers einerseits, waren längst verschweißt, ein Netz, das sich gegenseitig auffing, und ich fand mich mittendrin. Die Gruppe blieb, zurück in den USA, sehr aktiv. Man war in E-Mail-Kontakt, man traf sich alljährlich. Auch zwischen mir und ihnen wurde der Kontakt gehalten. Für mich war somit der Sommer 2000 eine doppelte und dadurch auch doppelt intensive Erfahrung. Keine der beiden möchte ich missen. Mein Engagement für das Austauschprogramm blieb: Zwar konnte ich aus beruflichen Gründen nur noch 2001 eine AJC-Gruppe begleiten, dafür beteiligte ich mich aber in der KAS weiter am „grünen Tisch“.

Wolfram Hilz (2002)

Von der Außergewöhnlichkeit „normalen“ jüdischen Lebens

„Wir bogen um die Straßenecke, da sahen wir sie schon stehen: Straßensperren aus Beton, Polizeifahrzeuge an jedem Ende. Der Eingang war mit den modernsten High Tech-Schleusen gesichert. Vorbei an bewaffnetem Wachpersonal erreichten wir schließlich den Eingangsbereich. Erleichterung machte sich breit...“

Was sich wie eine Szene aus einem Kriminalroman oder einer Schilderung aus einem der vielen Krisengebiete der Welt anhört, ist kein Erlebnis aus

Kabul, Bagdad oder Jerusalem. Es handelt sich um meine Erinnerungen an den Beginn einer Reise „zwischen den Welten und Kulturen“. Die Szenerie spielt in der Mitte Europas, genauer gesagt sind es die „ganz normalen“ Eindrücke auf dem Weg vom Hotel in das Zentrum der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main.

Die ganz und gar nicht „normale“ Situation der Juden in Deutschland, die sich uns angesichts der „Schutzmaßnahmen“ für jüdische Mitbürger im Jahr 2002 am ersten Abend des KAS/AJC-Programms bot, sollte mir in den folgenden zehn Tagen des Eintauchens in amerikanisch-jüdisches Leben noch viel deutlicher werden. Es waren eineinhalb Wochen, die meine bisherigen Beurteilungsmaßstäbe im Hinblick auf die „Normalität“ des Zusammenlebens zwischen Juden und Nicht-Juden – weltweit – nachhaltig verändert haben.

„Normal“ wäre es sicherlich, wenn wir uns in Europa fast 60 Jahre nach Kriegsende und dem Ende des Massenmordes an den europäischen Juden keine Gedanken über das natürliche Recht jedes Mensch auf ungestörte und gesicherte Ausübung seines Glaubens machen müssten. „Normal“ wäre es ebenso, wenn es keines Austauschprogramms einer deutschen Stiftung und einer amerikanisch-jüdischen Organisation bedürfte, um jungen Führungskräften die Vielfalt jüdischen Lebens nahe zu bringen. Aber so wenig „normal“ dieses Programm an sich schon ist, so wenig „normal“ waren die Erlebnisse auf unserer „Tour“ von Washington, über Boston bis nach New York; von den Wandelgängen amerikanischer Macht, über die Kirchengemeinde der Großstadt bis zum Inbegriff des multikulturellen Zusammenlebens.

Waren die Termine in der amerikanischen Hauptstadt zur Arbeit jüdischer Lobbygruppen, zu den amerikanisch-israelisch-deutschen Wechselbeziehungen überwiegend noch „sachlich-nüchtern“ – für mich als Politikwissenschaftler ist der Begriff „geschäftsmäßig normal“ passend –, galt dies für die restlichen Stationen ganz und gar nicht. Schon die Eindrücke im „Holocaust Memorial Museum“ dessen erlebnisorientierte Konzeption in unserer gemischten Gruppe aus deutschen Juden und Nicht-Juden höchst umstritten war, gingen mir sprichwörtlich „unter die Haut“: Auch hier war es für mich nicht der ohnehin schwer zu verstehende und zu verarbeitende „monströse“ Umfang des millionenfachen Mordes an Juden. Vielmehr waren es die Zeugnisse dessen, was zur Zeit meiner Eltern und Großeltern als „normaler“ Umgang mit jüdischen Mitmenschen in Deutschland praktiziert wurde: von der Stigmatisierung, Ausgrenzung, Beleidigung bis zur öffentlichen Misshandlung von Juden. Das darauf folgende Treffen mit meist älteren Mitgliedern einer jüdischen Vorortgemeinde Bostons zum

gemütlichen abendlichen Beisammensein war aber noch viel eindrucksvoller. Die Schilderungen der Leiden und der Flucht aus Nazi-Deutschland gepaart mit der Offenheit und Freude, mit uns jungen Deutschen Erlebnisse und Sichtweisen auszutauschen, machten die Einmaligkeit des persönlichen Erfahrungsgewinns für mich aus.

Auch diese „Außergewöhnlichkeit“ des Zusammentreffens mit Überlebenden des Holocaust bzw. mit ihren Nachfahren, hatte auf amerikanischem Boden etwas Besonderes, da es völlig unspektakulär „normal“ ablief – das persönliche Anliegen aller Beteiligten stand im Vordergrund. Gerade diese „Normalität“ in den Gesprächen, die sich dank der Offenheit unserer Gastgeber auch in den *home hospitalities* einstellte, stand in so starkem Kontrast zu dem, was sich zur gleichen Zeit in Deutschland abspielte: Eine unsägliche Müllemann-Karsli-Debatte und die nicht für möglich gehaltene anti-israelische und offen anti-jüdische Flugblattaktion des führenden FDP-Politikers als Mittel zum „Stimmenfang“ im Bundestagswahlkampf.

Der Gegensatz zwischen den abstoßenden Entwicklungen in Deutschland und der „Normalität“, mit der in den USA jüdisches Leben praktiziert und die Vielfalt des reichen jüdisch-kulturellen Erbes bewahrt wird, hätte wahrlich nicht größer sein können. Welche Wirkung dieser Eindruck des Auseinanderklaffens in den Entfaltungsmöglichkeiten „ganz normalen“ jüdischen Lebens dies- und jenseits des Atlantiks auf unsere jüdischen Delegationsmitglieder aus der Jugend der Frankfurter Gemeinde haben musste, konnte ich nur ahnen – wirklich nachvollziehen konnte ich sie nicht.

So blieb für mich eine höchst ambivalente Bewertung der Reise „in eine andere jüdische Welt“: Einerseits war ich dankbar für die Chance, persönliche Erfahrungen sammeln zu können und einen kleinen Einblick in amerikanisch-jüdisches Leben bekommen zu haben. Andererseits war ich traurig darüber, dass wir Deutschen nach der Ermordung und Vertreibung der Juden Europas und der damit verbundenen Vernichtung eines Kernstücks unserer kulturellen und gesellschaftlichen Vielfalt zu Beginn des 21. Jahrhunderts immer noch nicht fähig sind, unseren jüdischen Mitbürgern ein „normales“ Leben zu ermöglichen.

Solange dieser traurige Zustand anhält, bleibt das Kooperationsprogramm von KAS und AJC enorm wichtig, um jungen Deutschen eine Vorstellung davon zu vermitteln, was „normales“ jüdisches Leben sein kann und sein müsste. Somit besteht der zentrale – unausgesprochen – Auftrag an uns Teilnehmer darin, uns im Kampf gegen Antisemitismus und Diskriminierung von Minderheiten kontinuierlich einzubringen – ich selbst habe dies zumindest so empfunden.

Katharina von Münster (2002)

Transatlantische Beziehungen, Nahostkonflikt, europäischer Antisemitismus – diese Themen dominierten die Diskussionen zwischen uns Deutschen und Amerikanern während unserer Reise im Mai/Juni 2002. Antisemitismus war ein Thema, das vor allem unsere amerikanisch-jüdischen Gesprächspartner bewegte, verfolgten sie doch mit Sorge die Übergriffe auf jüdische Bürger und Institutionen in europäischen Ländern in dieser Zeit. Hatten die Europäer denn nichts aus der Geschichte gelernt, fragten sie sich. Positiv überrascht waren einige unserer Gesprächspartner aber auch über das staatliche Engagement in Deutschland für jüdische Gemeinden und Institutionen.

Wenn auch jüdisches Leben in Deutschland von staatlicher Seite gefördert wird, so erinnerte ich mich gerade in den USA an ein Ereignis in Berlin, welches mir verdeutlichte, dass die Koexistenz von Menschen verschiedener Religionen oder Ethnien auch in deutschen Großstädten längst nicht so selbstverständlich ist, wie in amerikanischen Metropolen. So ist der Anblick von Männern mit der jüdischen Kopfbedeckung *Kippa* in den USA keine außergewöhnliche Erscheinung. Dagegen bemerkte mir gegenüber mal ein 14-Jähriger, den ich in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin traf, er würde seine Kippa immer unter einer Baseballmütze verstecken, wenn er auf die Straße ginge. „Sonst kommt da noch so'n Glatzkopf und haut mir den Schädel ein“, sagte er.

Die Akzeptanz des scheinbar augenfällig „Anderen“ ist selbst im multikulturellen Berlin keineswegs selbstverständlich. Dabei ist Intoleranz nicht nur in kleinen extremen Minderheiten verbreitet. Wir müssen uns kritisch fragen, warum die so oft gepriesene Erziehung für Toleranz bei einigen Gruppen nicht ankommt. Der Antisemitismus arabischstämmiger Einwanderer in Europa beispielsweise speist sich kaum einzig aus dem Nahostkonflikt. Jüdische Bürger und Institutionen werden nicht nur angegriffen, weil man sie als Stellvertreter für israelische Politik sieht. Vielmehr spielt der Einfluss traditioneller europäischer Formen des Antisemitismus ebenso eine Rolle. Europäische Länder müssen sich auch fragen, ob arabischstämmige Einwanderer Frust über ihre Marginalisierung in den europäischen Gesellschaften – das Nichtaufgenommenwerden und Nichtangekommensein – einfach auf eine andere Minderheit projizieren? Angriffe arabischer Jugendlicher auf deutsche und europäische Juden sind somit wohl auch Ausdruck verfehelter Integrationspolitik.

Ein Klischee über die USA, das sich aus antisemitischen Vorurteilen speist, besagt, dass jüdische Lobbygruppen die US-Nahostpolitik quasi bestimmen würden. Die Diskussion mit pro-israelischen und anderen jüdischen Lobby-

gruppen zeigte uns die tatsächlichen Möglichkeiten und Grenzen des Einflusses von Interessengruppen im politischen System Amerikas auf. Die in weiten Teilen der Welt wahrgenommene und oft kritisierte pro-israelische Haltung der US-Administrationen lässt sich nämlich nicht allein aus dem Einfluss einzelner Lobbygruppen erklären. Zunächst einmal setzen sich jüdische Interessengruppen nicht ausschließlich für Belange ein, die Israel betreffen, sondern oft für innenpolitische Interessen breiter Bevölkerungsschichten. Eine Israel-freundliche Politik wird traditionell von einer breiten Öffentlichkeit unterstützt. Gründe dafür sind gemeinsame Werte wie Demokratie und die gemeinsame Erfahrungen des Pionierdaseins. In den letzten Jahren hat sich vor allem aus der wachsenden Zahl evangelikaler Christen eine pro-israelische Lobby formiert, die sich neben traditionellen Gruppen wie AIPAC für eine Israel-freundliche Politik der USA einsetzen. Besonders beim Kongress können sie für ihre Interessen werben. Aber Gruppen, die sich vor allem für Israel einsetzen, sind nicht notwendigerweise einheitlich in ihrer Meinung beispielsweise gegenüber israelischen Regierungen. Außerdem haben der Kongress und amerikanische Präsidenten immer wieder auch Positionen bezogen, die von pro-israelischen Lobbygruppen in den USA abgelehnt wurden.

Während jedoch durch den 11. September zweifellos eine zusätzliche emotionale Nähe zu Israel gefördert wurde, durch die gemeinsame leidvolle Erfahrung des Terrors gegen die eigenen Bürger, so waren die transatlantischen Beziehungen zwischen den USA und Europa 2002 von wachsender Distanz gekennzeichnet. In unseren Diskussionen mit amerikanischen Politikern und Akademikern bestätigten diese, dass die gegenseitige Wahrnehmung stark von dem klischeehaften Gegensatz Mars = USA versus Venus = Europa bestimmt wird. Allerdings wurde auch immer wieder hervorgehoben, dass man bei allen Unterschieden in der Anwendung der Mittel zur Durchsetzung bestimmter Politik auf internationale Ebene die gemeinsamen Werte und Ziele von Amerikanern und Europäern nicht vergessen dürfe. „Wir wissen auch, dass Militärkraft nicht allein genügt, um Terror zu bekämpfen“, sagte damals ein Mitarbeiter von Senator Lieberman. Aber Europa dürfe sich auch nicht nur auf Amerika verlassen, wenn es darum ginge, militärischen Bedrohungen zu begegnen, kritisierte ein deutscher Auslandskorrespondent in einem anderen Gespräch.

All diese Themen, die wir während unserer Reise diskutierten, haben bis heute nicht an Relevanz verloren. Insofern profitiere ich noch heute von den Gesprächen, die wir damals mit amerikanischen Politikern, Akademikern aber auch mit einfachen, politisch engagierten Menschen führen durften.

Christina Thesing (2002)

Während wir im Rahmen des KAS/AJC-Programms in Amerika weilten, wurde in Deutschland heftig diskutiert: Jürgen W. Möllemann und Michel Friedman lieferten sich gerade eine unerfreuliche und von Verbalinjurien geprägte Diskussion um Israel und Antisemitismus. Als wir nach Washington aufbrachen, hatte wohl niemand von uns damit gerechnet, dass ein Großteil der Diskussionen, die unsere amerikanischen Gesprächspartner mit uns führen wollten, sich um die Rezeption dieser Auseinandersetzungen drehen würde. Erklärungen zum anwachsenden Antisemitismus in Europa, speziell in Deutschland, wurden verlangt, teilweise angekratztes Vertrauen musste neu aufgebaut werden. Mit beschwichtigenden Aussagen wollte sich niemand zufrieden geben.

Für mich persönlich war es der erste Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. Mein „Amerika-Einstieg“ war von Anfang an sehr intensiv: Zehn Tage voller Meetings, interessanter Gespräche, Diskussionen und Eindrücke waren unter dem Motto „deutsch-amerikanisch-jüdische Beziehungen“ auf Washington D.C., Boston und New York City verteilt worden.

Empfangen wurden wir am 28. Mai 2002 in Washington DC. Eric Fusfield, der dortige Repräsentant des AJC, Sonnenschein und große Hitze erwarteten uns dort am Flughafen. Washington – Hauptstadt der Vereinigten Staaten – Zeichen der Macht wohin das Auge blickt, von Bildern bekannte Orte – plötzlich real.

Wir stiegen sofort in unser Programm ein und trafen auf Vertreter der verschiedensten jüdischen Organisationen. „I am lobbying the senate for my organization!“ wurde zum Satz dieser Tage, beeindruckend war aber auch die große Vielfalt und Bandbreite an Organisationen, an Zielen und Arbeitsbereichen. Schier jede Frage der jüdisch-amerikanischen Gemeinden schien durch eine eigene Organisation vertreten zu sein, und für uns noch sehr ungewohnt: Eigentlich ging es in keinem Fall um Religion oder religiöse Fragen. Für mich war das Treffen mit Stuart Eizenstat in Washington und sein Bericht über die Verhandlungen zur NS-Zwangsarbeiterentschädigung wohl das beeindruckendste Erlebnis!

Nach viel zu kurzer Zeit ging es für uns weiter gen Boston. Nach den sehr offiziellen Treffen in Washington DC hatte das AJC Boston Chapter seinen Fokus auf die persönliche Begegnung gelegt. Sei es in der Synagoge, oder bei privaten Schabbat-Einladungen am Freitag Abend: Im intensiven Gespräch und freundschaftlichem Kennen lernen konnten wir wertvolle Kontakte knüpfen und gleichzeitig neue Kraft schöpfen. Der Besuch des Gottesdienstes bei Frau Rabbiner Emily Lipof am Schabbat Vormittag berührte

mich sehr, hatte ich mich doch in Deutschland wissenschaftlich mit Regina Jonas, der ersten Rabbinerin im Judentum, auseinandergesetzt: Jetzt traf Theorie auf Praxis.

Vor der Kulisse eines überwältigenden Sonnenuntergangs landeten wir dann auf dem John-F.-Kennedy-Airport in New York. Der Big Apple präsentierte sich von seiner besten Seite! Und doch schien der 11. September allgegenwärtig zu sein: Das Empire State Building erstrahlte in blau-weiß-rot, die Lücke Ground Zeros klaffte noch deutlich sichtbar zwischen den Wolkenkratzern im Financial District, und bei Manhattan überfliegenden Flugzeugen liefen uns Schauer über den Rücken. In New York versuchte das AJC noch einmal möglichst viele Facetten jüdisch-amerikanischer, aber auch einfach New Yorker Lebens zu präsentieren, um unser Bild „komplett“ zu machen. Am 5. Juni saßen wir dann erschöpft aber bereichert im Flugzeug nach Frankfurt am Main.

Uns wurde in den Vereinigten Staaten auf eindrucksvolle Weise klar, warum es Austauschprogramme wie dieses gibt und auch in Zukunft geben muss. Denn nur die persönliche Begegnung von Mensch zu Mensch ermöglicht echtes Vertrauen und Verständnis und hilft, Ressentiments und Vorurteile abzubauen.

Ich wünsche der KAS und dem AJC weitere erfolgreiche Jahre und danke Ihnen für diese einmalige Erfahrung:

Thank you – Danke

Lars Hänsel & Claudia von Salzen (2003)

Der kleine Raum im US-Senat war fast bis auf den letzten Platz besetzt. Dabei ging es gar nicht um ein amerikanisches Thema, sondern um Antisemitismus in Europa. Der Unterausschuss Europa des Auswärtigen Ausschusses war deshalb eigens zu einer Anhörung zusammengekommen. Gerade hatte der demokratische Senator Joseph Biden den europäischen Regierungen Halbherzigkeit im Umgang mit dem Antisemitismus vorgeworfen. Und im Publikum saßen viele, die dieses Besorgnis teilten: David Harris vom American Jewish Committee etwa, der später selbst vor dem Ausschuss über den wachsenden Antisemitismus in Europa berichten sollte. Oder Abraham Foxman von der Anti-Defamation League, ein Überlebender des Holocaust, der die Europäer aufforderte, entschlossener gegen den Antisemitismus Stellung zu beziehen. Manchmal zitterte ihm ein wenig die Stimme dabei.

Irgendwo in diesem kleinen Saal saßen auch wir. Wir – das war eine Gruppe von neun jungen Deutschen, darunter Mitarbeiter von Bundestagsab-

geordneten, junge Politiker und Journalisten, die an einem Austauschprogramm von Konrad-Adenauer-Stiftung und American Jewish Committee teilnahmen. Wir hörten uns die Statements an, und manch einer fühlte sich stellvertretend für das alte Europa ein wenig ungerecht behandelt. Manch einer wäre vielleicht gern aufgestanden und hätte erklärt, dass wir nicht alle Antisemiten sind, dass der Antisemitismus zwar ein ernstzunehmendes Problem ist, aber zum Glück in unserer Gesellschaft keine Chance mehr hat. Aber die Fragen und Kommentare kamen von den Senatoren, nicht von uns. So wollte Senator Biden wissen, ob das Thema Antisemitismus von den europäischen Eliten überhaupt diskutiert würde. Die Frage war an Edward O'Donnell gerichtet, Sondergesandter des State Department für Holocaust-Fragen. „Ich war heute mit einer Gruppe von jungen deutschen Politikern und auch Journalisten zusammen, und dieses Thema kam zur Sprache“, antwortete O'Donnell. Die Deutschen seien hier sehr aktiv. Diese Gruppe, das waren wir. Bei unserem Besuch im State Department hatten wir auch Edward O'Donnell kennen gelernt. Ihm und seinen Kollegen hatten wir versichert, dass ausländerfeindliche und antisemitische Straftaten in Deutschland streng verfolgt werden, dass man mit antisemitischen Äußerungen keine Wahlen gewinnen kann, weil es einen breiten Konsens in der Gesellschaft gibt gegen Antisemitismus.

Seit 23 Jahren gibt es das Austauschprogramm von American Jewish Committee und Konrad-Adenauer-Stiftung nun schon. Erstmals hatte jetzt eine Gruppe im offiziellen Washington eine winzigkleine Spur hinterlassen. Eine Spur, die am Ende bis nach Deutschland zurückführte – in einem Bericht der deutschen Botschaft an das Auswärtige Amt, in dem die Gruppe und ihre kleine Rolle in dem Hearing positiv erwähnt wurden.

Wir waren in die USA gereist, um etwas über jüdisches Leben in den USA und die transatlantischen Beziehungen zu lernen. „Aber für viele eurer Gesprächspartner wird die Begegnung mit euch mindestens genauso wichtig sein wie für euch selbst“ – das hatte uns der Germanist und Historiker Jeffrey Peck in Washington prophezeit. Da war das Treffen mit jungen amerikanischen Juden in Washington, das mit einer kurzen Vorstellung der persönlichen Biographien begann und mit einer kontroversen Diskussion über den Nahost-Konflikt endete. Auf dieses Thema kamen wir während unserer Reise immer wieder zu sprechen – und fast jedes Mal stand der Vorwurf an die Europäer im Raum, sich in diesem Konflikt nicht deutlich genug hinter Israel zu stellen. Da waren die Familien, die uns zum Abendessen in ihre Häuser einluden und uns nach der Vorspeise sagten, wir könnten alles fragen, was wir wissen wollten – die aber auch neugierig waren auf unsere persönlichen Geschichten. Da war die alte Dame, die uns durch das jüdi-

sche Museum in New York führte und fließend deutsch sprach. Für sie schien es wichtig zu sein, uns etwas über jüdisches Leben zu erzählen. Einsilbig wurde sie allerdings, als wir sie nach ihrer Herkunft fragten. Sie kam aus einem kleinen Dorf in Süddeutschland und lebte seit 1941 in New York. Und schließlich war da ein Mittagessen in einem Community Center in Boca Raton, Florida. Vorher wussten wir von diesem Programmpunkt nur, dass wir eine Gruppe von Rentnern treffen würden. Erst im Laufe unseres Gesprächs stellte sich heraus, dass viele von ihnen Überlebende des Holocaust waren. Während der ganzen Reise stellte uns niemand so bohrende Fragen wie sie. Wie ist es in Deutschland mit dem Antisemitismus? Wann sind Sie zum ersten Mal mit dem Judentum in Kontakt gekommen? Was lernt man in deutschen Schulen über den Holocaust? Eine ältere Dame stand nach einer Weile auf und sagte, sie empfinde keinen Hass mehr auf Deutschland – dazu habe auch das Treffen mit uns beigetragen. Ein anderer Überlebender des Holocaust sagte am Ende: „Ihr seid alle unsere Kinder.“

Ehemalige Deutsche Delegationsteilnehmer

1981

Aldebert, Hans
Bietmann, Rolf
Buck, Jürgen
Dangelmeyer, Karl
Eisenmann, Peter
Ernst, Maren
Henke van de Kamp, Karsten
Kellner, Michael
Klug, Anneliese
Köstlin, Ulrich
Lasson, Eberhard
Loose, Wolf-Dieter
Morgner, Lutz
Pordzig, Wolfgang
Preuße, Detlef
Wahl, Stefanie
Weiler, Joachim
Wilbers, Joachim

1982

Behrmann, Gisela
Bellut, Thomas
Bertels-Heering, Christine
Bücking, Hans-Jörg
Gall, Brigitte
Gebauer, Rainer
Hammerschmidt, Rudolf
Jäckle, Christoph
Kerssenbrock, Trutz Graf von
Kerssenbrock, Dagmar Gräfin von, (geb.
Steinbrink)
Kregel, Volker
Kruse, Rainer
Leh, Michael
Michaelis, Thomas
Neuss, Beate
Preuße, Detlef

Putz, Dieter
Schmidt, Hans-Christian
Vogel, Wolfgang
Wolfssohn, Michael

1983

Baier, Anfried
Banzer, Sigrun
Braun, Christopher
Grönwald, Andreas
Hauser, Albert
Heeger, Richard
Hillebrand, Barbara
Jarzembowski, Georg
Mattfeld, Antje
Mömkes, Klemens
Nawrocki, Axel
Postulkowa, Olga
Rohr, Alard von
Schlüter, Martin
Schreiber, Herbert
Spatzker, Michael
Wegener, Stephan
Weitershausen, Ottheinrich Freiherr von
Wolff, Michael
Zuber, Karl-Heinz

1984

Albrecht, Joachim
Christians, Andreas
Deppisch-Hubmann, Michael
Dieckhoerner, Erika
Dohrn, Ralf J.
Dorn, Dietrich
Efing, Werner
Fexer, Hubert
Gabriel, Oscar W.
Genius, Barbara
Götz-Weimer, Christiane

Heimbachr, Sabine geb. Saphoerster
Krüger, Michael
Lüdger, Heike
Rez, Helmut
Rosenberg, Leibl
Schmitt, Hans-Peter
Schnieber, Ekkehard
von Unruh, Peter
Wulff, Christian

1985

Bickmann, Bernward
Dahl, Hans-Werner
Danwitz, Thomas von
Ester, Matthias
Heering, Peter
Jarisch, Jens
Joseph, Jürgen
Kampik, Martin
Königsfeld, Ditmar
Krausnick, Barbara
Lichtenthäler, Barbara
Neumes, Gerd
Plück, Susanne
Sannwald, Rüdiger
Siems, Carsten
Solzbacher, Rudolph
Thomes, Michael
Veltmann, Doris
Weckerling-Wilhelm, Dorothee

1986

Bachem, Achim
Eling, Ludger
Gebel, Volkram
Hildenbrand, Manfred
Holzheimer, René
Jäkel, Ulrike
Kluxen-Pyta, Donate
Mertes, Michael O.J.
Rauch, Friedrich-Wilhelm von
Reimers, Stephan
Sannwald, Detlef
Schewick, Burkhard van
Schulze-Berge, Alexander

Seidenberger, Ulrich
Voßbeck, Stefan
Weinmann, Arno
Welser, Maria Freifrau von
Zakosek-Röhling, Evamari
Zöller, Michael

1987

Aretz, Jürgen
Eisel, Stefan
Goerner, Regina
Lungershausen, Dorothea
Mertes SJ, Klaus
Moellers, Thomas
Philipp, Otmar
Rainer, Wolfram
Schmidt, Heinz-Ulrich
Schmitz, Gerhard
Schneider, Beate
Siebenmorgen, Antje geb. Ruland
Thadden, Johannes von
Thomas, Johannes
Weizsäcker, Marianne Freiin von

1988

Aldebert, Hans Rainer
Baier-Fuchs, Anfried
Behrmann, Gisela
Dangelmayer, Karl
Danwitz, Thomas von
Efing, Werner
Ernst, Maren
Gabriel, Oscar W.
Götz-Weimer, Christiane
Hammerschmidt, Rudolf
Jarzembowski, Georg
Kluxen-Pyta, Donate
Lüder-Schirmer, Heike
Mattfeld, Antje
Mertes, Michael
Neuss, Beate
Preuße, Detlef
Sannwald, Rüdiger
Weiler, Joachim
Zöller, Michael

1989

Appel, Bernhard
Bierett, Ralph
Friedrich-Müller, Dorothea
Hagemann, Karl
Ludewig-Thaut, Dorothea
Lütke-Entrup, Josef
Meurer, Manfred
Quennet-Thielen, Cornelia
Schmolck, Burkhard
Walter, Stephan

1990

Blassy, Krista
Brand, Peter-Andreas
Fuchs, Jürgen
Gouasé, Olaf
Heitfeld-Panther, Gabriele
Henning, Werner
Müller, Helmut G.
Schleu, Andrea
Sternberg, Thomas

1991

Deisenberg, Anna Maria
Elster, Michael
Frommelt, Reinhard
Ludewig-Thaut, Dorothea
Patzelt, Martin
Ruddat, Marieluise
Schleu, Carl-Günther
Schwäblein, Jörg
Stempell, Kurt
Zeeck, Malte Georg

1992

Brautmeier, Jürgen
Danzer, Karl-Michael
Hähle, Fritz
Hanz, Martin
Johann, Peter
Meier, Claudia
Otto, Gisela
Wahlers, Gerhard
Welle, Klaus
Wolf, Bernd

1993

Bender, Christoph
Clement, Hans-Jörg
Fuhr, Eckhard
Lamers, Gereon
Lange, Michael
Mayer, Brigitte
Podak, Klaus
Pohlmann, Ulrich
Richter, Gerald
Stuth, Renate

1994

Baum, Philipp
Eilfort, Michael
Fietz, Paul-Johannes
Gauger, Jörg-Dieter
Gerhardt, Joachim
Köckert, Christian
Kretschmer, Thomas
Lingenfelser, Thomas
Polenz, Ruprecht
Sellner, Jan
Stritzl, Thomas

1995

Franz, Corinna
Hahn, Michael
Koecke, Johannes Christian
Lange, Michael
Schaezlein, Joachim
Schiemann, Marko
Schoeps, Julius
Schwartz, Stephan
Wilde, Olga
Wunnerlich, Michael

1996

Beermann, Johannes
Däumer, Michael
Fürst, Michael
Helm-Schubert, Helga
Hermes, Andreas
Kaas, Rüdiger
Lange, Michael

Minschke, Andreas
Pörings, Claudia
Raabe, Thomas
Zöller, Michael R.

1997

Gelis, Ursula
Grünhage, Ulrich
Grütters, Monika
Hach, Clemens Augustinus
Hart, Judith
Herkenhoff, Heiner
Hütte, Rüdiger
Meyer, Carsten D.
Schlichting, Franz-Josef
Spengler, Frank
Stock, Wolfgang

1998

Bollig, Annkathrin
Gotthardt, Frank
Ischinger, Jutta geb. Falke
Karger, Ute
Kotsch, Bernhard
Marx, Bettina
Nölken, Oliver
Preißler, Dietmar
Presser, Ellen
Sauer, Peter
Spengler, Frank
Vogt, Eberhard

1999

Behrens, Michael
Borchard, Michael
Bornholt, Tim-Rainer
Kretzschmar, Ulrike
Matthis, Karsten
Müller, Hildegard
Ostry, Hardy
Spengler, Frank
Thierkopf, Bärbel
Zucht, Olaf

2000

Birringer, Thomas
Boehl, Henner Jörg
Drehwald, Suzanne
Geißler, Thorsten
Jakobs, Thomas
Kannengießer, Christoph
Kneuer, Marianne R.
Kramer, Stephan J.
Mohring, Mike
Pratsch-Hucko, Kristina
Stoltenberg, Joachim
Wagner, Marc-Christoph
Wedel, Annette geb. von Both

2001

Pratsch-Hucko, Kristina
Gruengras, Tamara
Heimbach, Ralf
Herrmann, Ulrich
König, Ute
Kollmeier, Barbara
Joachimsen, Beate
Nepit, Alexandra
Panse, Michael
Seitzer, Dagmar
Steinrich, Annette
Vogel, Joachim

2002

Hruschka, Wolfgang
Alter, Jennifer
Carius, Christian
Hilz, Wolfram
Löhmann, Bernd
Münster, Katharina von
Niebergall, Inge
Rozenberg, Yuval
Vieweger, Hans-Joachim
Wagner, Rupert
Thesing, Christina

2003

Hänsel, Lars
Anusiewicz, Sandra

Beermann, Guido
Brinkkötter, Johannes
Hüther, Mario
Jansen, Michael
Neuhäuser, Alice
Salzen, Claudia von
Lehmann, Ina
Gelis, Ursula

2004

Hänsel, Lars
Alsleben, Thorsten
Bender, Christoph
Lackamp, Markus
Ludwig, Anke Marei
Mähler, Christine
Schipanski, Agnes
Schönherr, Anja

Stammen, Thomas
Voigt, Mario
Weber, Avraham

2005

Hänsel, Lars
Ay, Jana
Baer, Detlef
Frosch, Wolfgang
Funck, Saskia
Glaab, Manuela
Göhs, Gert Olav
Last, Dorlies
Meißner, Christian
Spieker, Markus
Stier, Anna Babette
Vowinkel, Heike

Profil KAS

Die Konrad-Adenauer-Stiftung trägt den Namen des ersten deutschen Bundeskanzlers. Konrad Adenauer regierte von 1949 bis 1963. Er versöhnte aus christlicher und demokratischer Überzeugung die Deutschen mit ihren europäischen Nachbarn, den USA und Israel nach dem 2. Weltkrieg und dem Holocaust. Nach dem Widerstand gegen das NS-Regime wurde er einer der Gründungsväter des Vereinten Europa. Zusammen mit Ludwig Erhard schuf er die Soziale Marktwirtschaft und den Wohlstand für alle aus den Trümmern und dem Elend des Dritten Reiches heraus. Konrad Adenauer war Vorsitzender der Christlich Demokratischen Union, in der Katholiken und Protestanten vereint für den Wiederaufbau Deutschlands, für die Wiedervereinigung und den Wiedereintritt Deutschlands in die Völkergemeinschaft arbeiteten.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung ist eine deutsche politische Stiftung und eine international tätige Nichtregierungsorganisation, die in 120 Staaten mit 70 Büros in der politischen Bildungsarbeit tätig ist. Sie leistet seit 50 Jahren einen Beitrag zur Demokratie- und Rechtsstaatsentwicklung in Deutschland und in der Welt. Sie fördert die Soziale Marktwirtschaft und die Völkerverständigung.

Konrad Adenauer und seine Grundsätze sind Leitlinie, Auftrag und Verpflichtung für die Stiftung. Das christliche Menschenbild ist ihre Orientierung.

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Internationale Zusammenarbeit
Landgrafenstr. 14
10907 Berlin
Tel.: 0049-30-26996-0
Fax: 0049-30-26996-556
Zentrale-berlin@kas.de

USA
Konrad-Adenauer-Stiftung
Washington Research Office
2005 Massachusetts Ave., N.W.
Washington, D.C. 20036
Tel.: 001-202-464-5840
Fax: 001-202-464-5848
Office@kasusa.org

Für zusätzliche Informationen über die Konrad-Adenauer-Stiftung besuchen Sie unsere Seiten im Internet <http://www.kas.de>.

Profil AJC

Mit der Gründung des **American Jewish Committee (AJC)** im Jahr 1906 reagierte eine kleine Gruppe amerikanischer Juden auf die Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung Russlands. Im konsequenten Eintreten für die universelle Achtung der Menschenwürde sahen die Gründer des AJC das wirksamste Mittel, ihren Glaubensbrüdern nicht nur in Russland, sondern überall auf der Welt beizustehen.

Heute, rund ein Jahrhundert später, bleibt das AJC diesem Gedanken verpflichtet und setzt sich weiterhin für pluralistische, demokratischen Gesellschaften ein, in denen alle Minderheiten geschützt werden. Neben seinem Hauptsitz in New York und seinem Washingtoner Büro für Regierungs- und auswärtige Angelegenheiten unterhält das Komitee 33 Niederlassungen in den USA sowie 8 Auslandsbüros. Wir verstehen uns als internationale Denkfabrik und Interessenvertretung, die Trends und Probleme frühzeitig erkennt – und handelt. Unsere Kernanliegen sind

- der Kampf gegen den Antisemitismus und sonstige Formen der Intoleranz;
- die Förderung des Pluralismus und universeller staatsbürgerlicher Werte;
- der Schutz der Menschenrechte und der Kampf gegen Machtmissbrauch;
- das Recht des Staates Israel auf Sicherheit und friedliche Koexistenz mit seinen Nachbarn;
- der Schutz und die Förderung der jüdischen Kultur.

Das AJC zeichnet sich durch die Breite seines Interessenspektrums und den Erfolg seiner Politik aus. Wir handeln überlegt und diplomatisch, bilden Vertrauen, vermitteln Zugang und vor allem: Wir erreichen die Menschen!

Lawrence & Lee Ramer
Center for German-Jewish
Relations bergerd@ajc.org

USA:
American Jewish Committee

Zusätzliche Informationen in englischer Sprache erhalten Sie im Internet:
www.ajc.org

Neuer Weg deutsch-jüdischer Verständigung

Neckarsulmer Student zu Gast bei amerikanischen Juden / Bewältigen von Vergangenheit

Seit zwei Jahren besteht zwischen der jüdischen Organisation „American Jewish Committee“ und der Konrad-Adenauer-Stiftung ein Austauschprogramm. Bemerkenswert: Die amerikanischen Juden schlugen der deutschen Stiftung die Begegnung junger Menschen beider Länder vor. Rainer Gebauer, 24jähriger

Jura-Student aus Neckarsulm, gehörte in diesem Jahr zu der deutschen Gruppe von zwanzig Studenten und Jungakademikern, die Ende April zwei Wochen in New York, Washington, Chicago und Los Angeles die amerikanische Gesellschaft und das dortige Judentum kennenlernen durften.

Von 13 Millionen Juden in der Welt leben fast sechs Millionen in den Vereinigten Staaten. Judentum und Israel gleichzusetzen, diese in Europa gängige Fehleinschätzung konnten die jungen Deutschen schon zu Beginn ihrer Reise in New York korrigieren. 1654 kamen die ersten Juden in Europa verfolgt, nach New York. Heute ist die Sieben-Millionen-Stadt Heimat von über zwei Millionen Juden. Zum Vergleich: In Israel leben knapp drei Millionen Juden.

In New York Juden zu begegnen, heißt, die Vielfalt des amerikanischen Judentums kennenlernen. In Lower Eastside sieht man das orthodoxe Judentum. Ein Steinwurf von Chinatown entfernt eröffnet sich eine, gerade für jüngere Deutsche, fremdartige Welt: hebräische Schriftzeichen, koschere Läden und Gaststätten, kaum zählbare kleine Synagogen; bärtige Männer mit hohem Hut, Schläfenlocken und schwarzem Mantel bestimmen das Straßenbild. Diese streng gläubigen Juden im Osten New York gehören zu den einkommensschwachen, armen Juden. Man schätzt ihre Zahl auf zwei Fünftel der gesamten jüdischen Bevölkerung.

In einer Podiumsdiskussion lermt die deutsche Gruppe andere Juden kennen, die an führender Stelle von Verwaltung, sozialen Organisationen und Gewerkschaften in New York tätig sind. So Lieutenant Kushner von der New Yorker Polizei, der von den Problemen berichtete, in einer Stadt mit starken ethnischen Gruppen wie Schwarzen (24 Prozent), Mittel-/Südamerikanern (20 Prozent), die meist ins soziale Abseits geschoben sind, Ordnung und Sicherheit aufrechtzuerhalten.

„Wie Wasser und Öl“

Dem Bild des „Schmelztiegels“ Amerika, wo sich die verschiedensten Rassen und Völker vereinigen würden, begegnete er mit dem Vergleich von Wasser und Öl, die sich auch nie vereinigen würden.

Besondere Sorge bereite den Verantwortlichen die Süprozentige Arbeitslosigkeit bei jungen Schwarzen und Mittel-/Südamerikanern und das damit verbundene Gefühl, Außenstehender der Gesellschaft zu sein. Alle fünf Minuten wird ein Autodiebstahl begangen.

Sandra Feldman, Vizepräsidentin einer Lehrgewerkschaft, erklärte an Beispielen den direkten Zusammenhang zwischen großzügigen bundesstaatlichen Bildungsprogrammen vergangener Jahre und dem Zuwachs an sozialem Frieden. Allerdings seien die Errungenschaften durch drastische Haushaltskürzungen der Reagan-Administration sehr in Gefahr. Welche Rolle die Juden im New Yorker Bildungssektor spielen, verdeutlicht ihr Anteil in der Lehrerschaft: fast fünfzig Prozent.

Die erste Station der Amerikareise zeigte, daß sich das amerikanische Judentum heute in drei große Strömungen unterteilen läßt: Orthodoxe, Konservative und Liberale. Ihre Unterschiede zeigen sich vor allem in der Frage des Befolgens religiöser Regeln und des Sicheinfügens in eine moderne westliche Industriegesellschaft.

In der Frage der Existenz des Staates Israel sind sich die Strömungen jedoch einig, das zeigte die Begegnung mit der sogenannten Israel-Lobby in Washington. Repräsentanten dieser Lobby, amerikanische Juden, versuchen, gegenüber der Regierung und den beiden amerikanischen Parlamenten auf dem Capitol Hill die Interessen des Staates Israels durchzusetzen. Welche Bedeutung dieser Einfluß hat, zeigt das Abstimmungsverhalten der 24 Senatoren aus zwölf Bundesstaaten mit mehr als drei Prozent jüdischer Bevölkerung. Bei der Frage des Frühwarnsystems AWACS für Saudi-Arabien stimmten 21 dieser Senatoren gegen die Lieferung.

In der Hauptstadt der Vereinigten Staaten hatten die jüdischen Gastgeber ein höchst interessantes Programm zusammengestellt. Welcher junge Deutsche hat sonst die Mög-

lichkeit, mit einem Abgeordneten des Repräsentantenhauses zu Mittag zu essen oder mit dem Unterstaatssekretär im State Department, Elliot Abrams, zuständig für Menschenrechtsfragen, zu diskutieren?

Chicago, die ewig zweite Stadt der Vereinigten Staaten, wurde zum Lehrbeispiel, wie Amerika einem Regenbogen ethnischer Gruppen gleicht. Ein Professor zeigte anhand einer Stadtkarte und anschließend bei einer Rundfahrt durch Chicago, wie jede Gruppe, sei sie aus Deutschland, Irland, Polen, Italien, Griechenland, China stammend, in abgegrenzten Vierteln lebt. Politik und gesellschaftliches Leben sind von dieser Vielfalt ethnischer Gruppen stark geprägt. So hoffen die über eine Million Einwohner polnischer Herkunft, daß der neue Kardinal ein „Pole“ sei, nachdem in der Vergangenheit die römisch-katholische Kirche von Chicago immer von einem „Deutschen“ oder „Iren“ geführt wurde.

Jane Byrne, Bürgermeisterin und Chefin von 4000 Bediensteten, schilderte bei einem Empfang im Rathaus die Schwierigkeiten, sich einen Apparat zu führen. In Los Angeles, Zentrum Kaliforniens, wurden die vielfältigen Beiträge und Initiativen jüdischer Organisationen in der amerikanischen Gesellschaft vorgeführt. Amerika, nicht annähernd als Wohlfahrtsstaat entwickelt wie die Bundesrepublik, bedarf der privaten Initiative. Jüdische Organisationen und Stiftungen unterhalten Universitäten, Colleges, Altenheime, Krankenhäuser, Aktionen wie „Essen auf Rädern“ ohne jegliche staatliche Unterstützung. Freiwillige Arbeitskräfte von jüdischen Privatpersonen und Millionenbeiträge an Spenden ermöglichen ein weit unspannendes Sozialsystem, das der gesamten Bevölkerung zur Verfügung steht. Beispiel solcher jüdischer Wohlfahrtsarbeit ist das Young Israel Center in Los Angeles, wo alte Menschen, hier zumeist bedürftige Juden, kostenlos ein Mittagessen bekommen. Die deutsche Gruppe war dortin zum Essen eingeladen. Dieses Treffen war nicht ohne Spannung. Überlebende aus Konzentrationslagern saßen mit an den Tischen. Die Zusammenkunft verlief überraschenderweise sehr harmonisch. Für die meisten alten Juden war es eine neue Erfahrung, nach vierzig und mehr Jahren ertrotzten Deutschen zu begegnen, die keine Uniform trugen, keine Schreie in SS-Manier von sich gaben. . .

Geringer Informationsstand

In einer Diskussion mit Kindern von Holocaust-Opfern versuchten die jungen Deutschen, von der Bundesrepublik und der Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Volkes zu berichten. Neben der Begegnung mit Deutschen und jüdischen Amerikanern, die beide Seiten als neuen erlösenden Schritt zu einer deutsch-jüdischen Verständigung ansahen, kam es auch zu Gesprächen zum deutsch-amerikanischen Verhältnis allgemein. In Diskussionen mit diplomatischen Vertretern der Bundesrepublik in New York, Washington und Los Angeles wurde vor allem der geringe Informationsstand über Deutschland hervorgehoben. Bedauerlich sei auch das geringe Interesse weiterer Teile der amerikanischen Bevölkerung an Deutschland. Noch kaum abzuschätzen seien die neuzeitlichen Tendenzen eines Neo-Isolationismus und die aufkommende - dort von der katholischen Kirche mitgetragen - Friedensbewegung in den Vereinigten Staaten.

18 West Germans, Seeking Amity, Visit U.S. Jews

By NADINE BROZAN

They were all born after World War II or were no more than 2 years old when it ended. But if the 18 West Germans now touring this country in an unusual effort to build amity between American Jews and West Germans are typical of their peers, they still carry a painful legacy.

After a similar visit to West Germany last summer by 14 Americans, 15 men and three women, ages 22 to 38, are visiting the United States to immerse themselves in the diversity of

Wolfgang Pordzik, 33, the head of the group and director of research in international politics for the Adenauer Foundation, said at a news conference Thursday at the offices of the American Jewish Committee, 165 East 55th Street: "We are all aware that the Jewish-German relationship for obvious reasons is special and important — that being German means maintaining a special responsibility. But there is a distinction between that and having personal guilt feelings."

The intent of the tour, in fact, is not to reinforce old guilt but to build new links that are almost impossible in West Germany, where, as Mr. Pordzik noted, the Jewish population is about 20,000. For the visit to New York, which ended

Jewish life.

The program was jointly organized by the American Jewish Committee and the Konrad Adenauer Foundation, a tax-supported educational organization affiliated with West Germany's Christian Democratic Party.

On an excursion to the Russian community in the Brighton Beach section of Brooklyn, the tourists were unexpectedly approached by two aging Russian men who asked if they were German. One of them explained that he had been imprisoned at Auschwitz during the war and that his companion had seen

Thursday, and to Washington, Chicago, San Francisco and Los Angeles for the remaining week of the tour, the American Jewish Committee has planned a schedule that is as varied as the Lower East Side on one coast and Disneyland on the other.

Although visits to such requisite sites as the White House are included, the focus is on the ways in which Jews live as Jews and are intertwined with American society, and the role they play in the country's political, cultural and economic life.

Abe Kushner, a New York City police lieutenant who monitors Jewish events all over the world and counsels the Police Department on their effects here,

German soldiers shoot his parents, brother, four sisters, wife and children. There was no rancor, and the moment passed.

Contact With a Camp Member

"This is the first time in my life I have had contact with a member of a camp," said Dr. Lutz Morgner, 38, an economic officer with a bank in Frankfurt, over lunch later in a Coney Island restaurant. "He said he has two numbers on his body. It is hard for me to think that a man wears two numbers. I can't understand that it is possible."

described his view of the city to them. Martin Lapan, New York director of the Jewish Labor Committee, discussed changes in the occupations of Jews.

As intent as they are on learning, the West Germans — who call themselves "the successor generation" — are also concerned that they leave something behind. As Rolf Bietmann, 26, a Cologne City Council member, put it: "We have to show American Jews that Germany today does not compare with Nazi Germany and we have a modern democratic system. We want to show that young Germans are just like other young people in the free world. That is the most important thing we have to do here."

Emotions Strong As Seniors Meet Young Germans

By LAUREN DEUTSCH

At Young Israel social hall, one of the sites of Kosher Meals for the Elderly, Jewish seniors broke bread recently with 18 young Germans — and began a new chapter in Jewish-German relations.

"They told us that the lunch at Young Israel was the highlight of their 13-day tour of American Jewish communities," explained Richard L. Weiss, national chairman of the American Jewish Committee's Jewish-German Exchange Program, which is cosponsored by the Konrad Adenauer Foundation, an arm of the Christian Democratic Party. The exchange was initiated as a vehicle by which sensitivities could be exposed and contemporary issues discussed openly and frankly by American Jews and West Germans.

The program, which sent 14 American Jews to West Germany last year, was inspired by a trip Weiss and other AJC leaders made to Oberammergau about four years ago. "We were going to get a first-hand impression of that Bavarian village's renowned passion play that attracts thousands of visitors — nearly one-half Americans — and a lot of tourist dollars. Despite protests by international Jewish organizations and many local German groups, the village council refused to make changes to remove anti-Semitic passages," Weiss explained.

There are few opportunities for Germans to meet Jews in Germany, he said, noting that there were only about 20,000 Jews in the country, about half in Berlin, and that very few were born in the country. While German high-school curricula contain studies on the Holocaust, and a mandatory visit to Dachau is a graduation prerequisite, few young Germans ever obtain a first-hand understanding of who Jews are.

The German group, composed of students and professionals, 22 to 37, in the fields of politics, science, law, economics, journalism, business and finance, had visited New York, Chicago, Washington and San Francisco prior to coming to L.A. [...]

Starke Emotionen als Senioren junge Deutsche treffen,
Los Angeles Jewish Community Bulletin, 4. Mai 1981

◀ 18 Westdeutsche besuchen amerikanische Juden auf der Suche nach Freundschaft,
The New York Times, 5. April 1981

Community Hosts German Delegation

A hot kosher lunch with Beverly-Fairfax seniors, a

B'nai Brith Messenger, Los Angeles, Kalifornien, 24. Mai 1982

Young Germans here to study Jewish life

Twenty young men and women from the Federal Republic of Germany will spend two weeks in

Jewish Week - American Examiner, New York, N. Y., 25. April 1982

Twenty young non-Jews from West Germany to visit the U.S.

NEW YORK (JTA) - Twenty young men and women from the community with an objective view of the 'New Germany' in

Jewish Chronicle, Dytton, Ohio, 22. April 1982

20 German Youths View Jewish Life

NEW YORK - Four large Jewish communities in the United States are hosts to 20 young West German men and women who are spending two weeks in the United States as guests of the American Jewish Committee. There are several Jews among them, and they

are visiting Jewish institutions to learn about Jewish life in the United States. The cities are New York, Washington, Chicago and Los Angeles.



National Jewish Post & Opinion, New York, N. Y., 23. April 1982

Young Germans visiting US Jews

NEW YORK (JTA) - young men and women from the Federal Republic of Germany

Sentinel, Chicaco, Illinois, 22. April 1982

German youth visiting U.S. Jewish homes

NEW YORK (JTA) - Twenty young men and women

Germans Will Visit U.S. Jews to Study Culture

NEW YORK (JTA) - Twenty young men and women

Jewish News, Detroit, Michigan, 23. April 1982

Jewish World, Albany, N. Y., 29. April 1982